

*René John*

**Umwelt als Problem.  
Gruppendiskussionen zur Relevanz  
der Umweltthematik im Alltag**



### *Förderhinweis*

Diese Studie entstand im Zusammenhang mit dem Forschungs- und Entwicklungsvorhaben (FKZ 3711 17 11) „Repräsentativumfrage zum Umweltbewusstsein und Umweltverhalten im Jahr 2012 einschließlich sozialwissenschaftlicher Analysen“, gefördert vom Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit und vom Umweltbundesamt vom Juli 2011 bis Oktober 2013. Die Förderer übernehmen keine Gewähr für die Richtigkeit, Genauigkeit und Vollständigkeit der Angaben sowie für die Beachtung der privaten Rechte Dritter. Die geäußerten Ansichten und Meinungen müssen nicht mit denen der Förderer übereinstimmen.

## **Impressum**

### **Beiträge zur Sozialinnovation**

ISSN 1610-7152

Herausgegeben vom

Institut für Sozialinnovation e.V.  
Postfach 12 01 22 • 10591 Berlin  
Tel./Fax: +49 700-ISINOVA-1  
(+49 700-4746682-1)  
Email: [info@isinova.org](mailto:info@isinova.org)  
[www.isinova.org](http://www.isinova.org)

Redaktion: Institut für Sozialinnovation

Verlag: Eigenverlag

Jahr: 2012

© Die veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Die Verwertung, der Nachdruck, die Vervielfältigung durch Kopie, sind nur mit Zustimmung des Herausgebers gestattet. Namentlich gekennzeichnete Beiträge und Kommentare geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Zitation: [Autor][Jahr]:[Titel]. Beiträge zur Sozialinnovation Nr. [...]. Berlin: Institut für Sozialinnovation. [Downloadpfad, Datum]

# Inhaltsverzeichnis

Vom Wissen über Umweltprobleme zum umweltrelevanten Handeln im Alltag.....	5
Gruppendiskussion, dokumentarische Methode und kontingente Problemkonstruktionen.....	8
Alltag und Umwelt – Impressionen aus den Gruppendiskussionen.....	13
Die Gruppe „Maklas“.....	14
Umwelt im Alltag.....	14
Umweltrelevante Initialerlebnisse.....	18
Information.....	21
Konsum.....	23
Haushalten.....	23
Defizitkonsument.....	25
Konsumentenmacht.....	28
Bürgerengagement.....	36
Die Gruppe „Fagos“.....	41
Umwelt im Alltag.....	41
Umweltrelevante Initialerlebnisse.....	44
Konsum.....	47
Effekt und Kontext: Wasser, Energie und Mobilität.....	47
Ernährung.....	49
Kennzeichen, Vertrauen und Kontrolle.....	50
Selbstversorgung.....	53
Werte, Kosten und Politik.....	55
Die Gruppe „Begos“.....	61
Umwelt im Alltag.....	62
Initialisierung.....	65
Konsum.....	67
Mobilität und Gebrauchsgüter.....	67
Lebensmittel.....	69
Gartenarbeit und Selbstmachen.....	70
Konsumentenmacht und -ohnmacht.....	73
Boykottlisten.....	73
Möglichkeiten und Grenzen der Einflussnahme.....	75
Wissen und Fühlen.....	78
Die Gruppe „Eklas“.....	80
Umwelt im Alltag.....	80
Historische Referenz aktueller Alltagspraktiken.....	81
Auflösung des Lokalbezugs und Beschleunigung.....	81
Erschlaffende Jugend.....	82
Guter, übertriebener und entfremdender Umweltschutz.....	83
Initialisierung.....	85
Konsum.....	86
Mobilität.....	86
Energie.....	87
Kleidung und Nahrungsmittel.....	88
Alternativen.....	90
Gartenbau und Selbermachen.....	90
Engagement und Alltag.....	91
Umwelt als Problem – Vergleich der debattierten Themen.....	95

Argumentationstypen und die Innovativität der Alltagspraktiken.....	101
Literatur.....	107

## **Vom Wissen über Umweltprobleme zum umweltrelevanten Handeln im Alltag**

Der Alltag lässt sich nicht bewältigen, wenn man nicht mindestens auf Umweltressourcen wie Wasser, Luft aber auch Energie zurückgreifen kann. Die Privathaushalte haben zwar am Gebrauch nicht den größten Anteil, doch aber einen bedeutenden, der trotz effizienterer Haushaltstechniken in seinem Umfang nicht abnimmt. Denn die kontinuierliche Abnahme der Haushaltsgrößen geht mit einer Zunahme des Ressourcengebrauchs einher (UBA 2009a). Dabei ist der Wasserverbrauch deutscher Haushalte bezogen auf die regionalen Möglichkeiten eher gering (UBA 2011), doch beträgt der Energieverbrauch mehr als ein Viertel des gesamten Bedarfs in Deutschland (UBA 2009b). Neben diese basalen Kenngrößen aber treten das Abfallaufkommen und die Umwelteffekte der Mobilität und Ernährung. Um den Bedarf von Privathaushalten an Umweltressourcen weiter zu verringern oder umweltgerechter zu gestalten, bedarf es aber nicht nur der Einschränkung, sondern des Umlenkens auf nachhaltigen Konsum.

Lange Zeit wurde davon ausgegangen, dass nur hinreichend Wissen über Umweltprobleme zu entsprechenden Handlungen führen wird. Nicht zuletzt die Umweltbewusstseinsstudien, die im Auftrag des Umweltbundesamtes (UBA) seit 1996 im zweijährigen Abstand durchgeführt werden, zeigten, dass aus solchem Wissen nicht notwendigerweise die Umstellung des alltäglichen Handelns folgt. Darum hat es inzwischen nur wenig Sinn, diese Diskrepanz allenthalben festzustellen.

Nunmehr ist danach zu fragen, inwiefern Alltagshandlungen schon umweltgerecht gestaltet sind, ohne dass darüber auch bewusste Reflexionen angestellt werden. Welche Rolle solche Reflexionen andererseits aber überhaupt spielen können, wenn – wie die Diskrepanz zwischen Wissen und Handeln zeigt – die Reflexion keine oder kaum Folgen hat?

Dieser Aufgabe stellt sich neben der Fortführung wesentlicher Fragestellungen die neuerlich durchgeführte Repräsentativumfrage zum „Umweltbewusstsein und Umweltverhalten 2012“.<sup>1</sup> Ihr geht es nicht mehr um die Feststellung von Defiziten des umweltbezogenen Wissens und bei der Anpassung entsprechender Handlungen, sondern um die Bestandsaufnahme alltäglicher Praktiken und deren Bezug auf die Umweltprobleme und die Debatte um die Durchsetzung nachhaltiger Lebensweisen. Insbesondere geht es der Untersuchung um die Frage der Möglichkeit soziokultureller Innovation in dem Sinne, dass sich Alltagspraktiken von den Vorstellungen zur Nachhaltigkeit leiten lassen. Fraglich ist jedoch, welche Anhaltspunkte es für die Orientierungsfunktion der Nachhaltigkeitsnorm im Alltag gibt. Die Alltagspraktiken müssen selbst auf ihre Innovativität hin untersucht werden, um

---

<sup>1</sup> Die Repräsentativbefragung „Umweltbewusstsein und Umweltverhalten 2012“ wird vom Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit und vom Umweltbundesamt gefördert und vom Institut für Sozialinnovation in Kooperation mit der Universität Marburg (Prof. Inka Bormann) im Zeitraum Juli 2011 bis Oktober 2013 durchgeführt.

festzustellen, welchen Stellenwert der Umweltbezug im Alltag der Haushalte hat und haben kann. Innovativität ist dabei als eine Qualität des Handelns bei der Realisierung von Chancen zu verstehen, als welche Strukturstörungen wahrgenommen werden (Bormann/John/Rückert-John 2011). Damit werden alternative Handlungsoptionen und so das Potenzial für weitreichende Transformationsprozesse sichtbar.

Innovativität muss sich dabei im ambivalenten Verhältnis zwischen Bewahrungstreiben und Veränderungsbereitschaft durchsetzen und sich entsprechend des Forschungsinteresses auf den nachhaltigen Umgang mit Umweltressourcen beziehen. Insbesondere Aufgeschlossenheit, Akzeptanz, Zukunftsübersicht und Chancenwahrnehmung können als Anzeichen für Innovativität verstanden werden, die sich etwa als Bereitschaft zu Mitwirkung bei der Neuentwicklung von Konsummustern und Lebensstilen äußern kann. Doch geht es auch um die langfristige Sicherung der alternativen Praktiken. Hier kommt das Problem der Herstellung struktureller Anschlüsse in den Blick, die als das Problem struktureller Nachhaltigkeit thematisiert werden muss. Begrifflich wird damit wird einerseits an die Diffusionsforschung angeschlossen. Andererseits nimmt dieser Begriff die paradoxe Problematik des normativen Nachhaltigkeitsbegriffes auf, und löst diese mittels der Unterscheidung von Norm und Struktur. Das heißt, Nachhaltigkeit wird mit Blick auf die Konstitution als Wertbehauptung und der Konfirmierung der Wertgeltung beobachtbar und kann insbesondere für die Beobachtung der Innovativität von Alltagspraktiken als Anzeiger für den Stellenwert des Umweltbezuges als Begründung der Form der jeweiligen Praktik fungieren (siehe dazu John 2012). Auf diese Weise kann der unreflektierte Wandel der Alltagspraktiken von intendierter Transformation unterschieden werden.

Alltagspraktiken sind insbesondere konsumrelevant und werden durch Debatten wie die aktuellen zu Green Economy, Klimawandel, Biodiversität, Energiewende und Atomausstieg beeinflusst. Dabei ist davon auszugehen, dass räumliche Differenzierungen im Spannungsverhältnis lokaler und globaler Perspektiven die Rezeption der Umweltproblematiken formen. Zur Untersuchung der räumlichen Dimension der Perzeption von Umweltproblematiken und der Formung von Alltagspraktiken dient etwa das diesjährige Jubiläum der Umweltkonferenz in Rio de Janeiro.

Die Bedingungen der Ausprägung von Alltagspraktiken hängen sowohl von soziodemografischen Aspekten, wie sie im Setting individueller Habitus münden als auch von den regional unterschiedlichen infrastrukturellen Ausstattungen und politischen und rechtlichen Regulierungen ab. Die sich daraus ergebenden Spannungen lassen sich hinsichtlich impliziter und expliziter Veränderungsanlässe unterscheiden. Variationen der Praktiken finden ihre implizite Anlässe durch die individuelle Formung, die sich bei der Aneignung und dem Gebrauch von Wissensbeständen ergeben. Ebenfalls verändern Widersprüche zwischen den verschränkten Praxisfeldern und den entsprechenden Handlungen die Form der

betroffenen Alltagspraktiken, wozu außerdem veränderte Sinndeutungen betragen. Derart provozierte Veränderungen kommen in der Regel ohne Reflexionen aus, werden also nicht explizit thematisiert. Die Veränderungen werden darum nicht als Störungen rezipiert, die als Chancen oder als Gefahr wahrgenommen werden können, woran sich allerdings die Qualität des Wandels als Innovativität erst entscheidet. Darum sind die expliziten Variationsanlässe für innovativen Wandel prädestiniert. Hier kommen biografische, massenmediale und infrastrukturelle sowie politische Ereignisse in Betracht. Allerdings können auch implizite Veränderungsanlässe zu einer Thematisierung drängen und expliziten Charakter annehmen. Aufgrund der so forcierten Thematisierung werden die Praktiken als Routinen suspendiert. Sie verlieren wenigstens vorübergehend ihre Selbstverständlichkeit und werden zum Gegenstand von Entscheidungen. Da die Thematisierung zur Reflexion veranlasst, ist auch die Nichtentscheidung eine Entscheidung, die auch beim Versuch einer Wahrung des Status quo eine Transformation der Praktiken im Sinne eines informierten Wandels in Gang setzt. Innovativ ist diese Transformation aber nur im Fall einer offensiven Wahrnehmung der Störung als Chance, was sich als entsprechende Problemformulierung und in der aktiven Herstellung von sozialen Anschlüssen für die alternierten Praktiken niederschlägt.

Fraglich ist dann, welche Praktiken des Alltages so aufgrund welcher Anlässe transformiert werden, welche Bedingungen es für diese Transformation geben muss und wie diese schließlich wieder als Praktiken stabilisiert werden können, das heißt aus dem Fokus der Reflexion austreten. Dabei ist es allerdings nicht sicher, dass die Praktiken längerfristig und unabhängig vom Veränderungsanlass stabil bleiben. So zeigten Untersuchungen zu biografischen Anlässen (Jaeger-Erben 2009, Schäfer/Jaeger-Erben 2011) bereits, in welchem unterschiedlichen Umfang aufeinander verwiesene Praktiken sich verändern, aber auch schnell wieder alte Formen annehmen, wenn der Veränderungsanlass nicht mehr akut ist. Lassen sich hier bestimmte Muster der innovativen Transformation von Praktiken hinsichtlich Lebensstil oder den strukturellen Bedingungen erkennen? Wie determiniert dabei die Problemkonstitution die zukünftige Form der Praktik, und welche Auswirkungen hat das wiederum auf andere Praktiken und die Wahrnehmung struktureller Bedingungen?

Zu diesen Fragen wurden während der Explorationsphase im Rahmen der UBA-Studie „Umweltbewusstsein und Umweltverhalten 2012“ vier Gruppendiskussionen durchgeführt. Die Explorationsphase wurde der eigentlichen Repräsentativbefragung vorgeschaltet, um sie von einer primär am Defizit der Wahrnehmung von Umweltproblemen orientierten Analyse umzustellen auf eine, die das umweltrelevante Potenzial alltäglichen Handlungen ausloten will.

Im Folgenden wird zunächst das methodische Design der explorativen Erhebung mittels vier Gruppendiskussionen vorgestellt. Anschließend werden die Ergebnisse der Gruppendiskussionen jeweils für sich vorgestellt, um in einem weiteren Schritt problemfokussiert miteinander verglichen zu werden.

## **Gruppendiskussion, dokumentarische Methode und kontingente Problemkonstruktionen**

Alltagspraktiken sind Routinen der alltäglichen Lebensführung. Als solche werden sie schematisch realisiert, weil sich ihr Erfolg wiederholt erwiesen hat. Auf diese Weise gehören sie der lebensweltlich idealisierten Erwartung andauernder Fortführung und Wiederholbarkeit (Schütz/Luckmann 1979) an. In ihrem Vollzug wird das Vertraute als Vertrautes reproduziert, sodass die Alltagspraktiken eben darum keine reflexive Aufmerksamkeit erfordern. Von daher ist es problematisch, die Alltagspraktiken zum Thema zu machen. Indem sie mittels Fragen thematisiert werden, wird die Reflexion ihrer Form provoziert. Das Problem aber tritt bei den meisten Fragen auf, die nicht einfach offensichtliche Wissensbestände abfragen. Es wird bei den standardisierten Verfahren durch die vorgegebenen Antwortkategorien und dem extremen Editionsimperativ auf die Spitze getrieben (Sudman/Bradburn/Schwarz 1995). Doch wird das Problem gleichzeitig durch die geschlossenen Fragen wiederum invisibilisiert, weil Idiosynkrasien gar nicht erst zugelassen werden. Offene Verfahren der qualitativ orientierten Methoden hingegen provozieren zunächst nur eine schwache Editierung der Reaktionen auf die stimulierenden Fragen. Erst das Kohärenzerfordernis, auf das sich hier der Befragte viel stärker kontrollieren muss, provoziert Idiosynkrasien, wobei der Editionsdruck der Antworten im Verlauf der Befragung sich je nach Art des Interviews verstärken kann. Narrationen drängen stärker auf Kohärenz, wodurch die Kontingenz der Form als Notwendigkeit erscheint. Doch alle dargestellten Handlungen, Verhältnisse, Fremd- und Selbstbeschreibungen haben ihre Form nicht notwendigerweise. Vielmehr sind die Formen auch anders möglich, das heißt, sie sind kontingent. Die Darstellung von Sachverhalten und Sozialverhältnissen aber ist eine Fixierung des Kontingenten, die mindestens bei der Schilderung aufgrund von Nachfragen auf eine Form eingeschränkt wird. Ob diese Form nun in irgendeiner Weise real für die geschilderten Zusammenhänge ist, kann im Grunde nicht geprüft werden. Lediglich die Geltung der Form im Zusammenhang der aktuellen Darstellung kann anhand der Widerspruchsfreiheit der Gesamtdarstellung einsichtig werden. Von daher meinen Nassehi und Saake (2002), sollte die Beobachtung der Kontingenzreduktion im Mittelpunkt der Analyse stehen.

Wird das Selbstverständliche befragt und so als Problem ins Zentrum der kommunikativen Aufmerksamkeit gerückt, verlangt seine dargestellte, kontingenzreduzierte Form nach Rechtfertigung. Diese Rechtfertigung muss nicht expliziert werden, sondern über die idiosynkratische Kohärenzherstellung implizit mitgeführt werden. Anders verhält es sich jedoch bei Fragestellungen, die sich auf gesellschaftlich sanktionierte Werte richten. Die quantitativ agierende Forschung hat dies umfangreich als soziale Erwünschtheit thematisiert und entsprechende Kontrollverfahren entwickelt. Für qualitative Verfahren aber wird soziale Erwünschtheit kaum als problematisch angesehen. Dabei forcieren schon die unvermeidlichen Wertorientierungen das Editieren der Reaktionen auf die Fragen, sodass bei der Themati-



sierung von gesellschaftlich umstrittenen Themen die Bearbeitung der Kontingenz erst recht tendenziös ausfallen kann. Fraglich ist hier, wie im Zusammenhang mit dem Thema „Relevanz der Wahrnehmung von Umweltproblemen für die Gestaltung alltäglicher Lebensführung“ die stark provozierte Kontingenzbewältigung hinsichtlich der darstellerischen Zugzwänge (Schütze 1984: 81) – mindestens der Kohärenzwahrung – und des Wertebezuges auf die Umweltproblematik in einer Weise registriert werden kann, dass mehr als nur das Forschungsproblem reproduziert wird. Unter gleichem thematischen Bezug wurde dafür der Vorschlag unterbreitet, die Kontingenzbewältigung mittels funktionaler Analyse zu beobachten (John 2009).

Die funktionale Analyse ist mehr als bloße Methode, ein Werkzeug zur Registratur der Weltverhältnisse. Vielmehr ist funktionale Analyse als eine Methodologie im Sinne der reflexiven Vermittlung von Theorie und Empirie aufzufassen (John 2010). Funktional ist die Analyse dabei nicht, wie von den Kritikern nach wie vor vorgebracht, weil von den beobachteten Phänomenen auf deren Funktion im Sinne einer allgemeinen oder spezifischen Nützlichkeit und damit Notwendigkeit geschlossen wird. Die Funktion meint im Anschluss an Cassierer (2000) vielmehr das Ergebnis einer vergleichenden Analyse mehrerer empirischer Beobachtungen. Die sich darin auffindbare Formenvielfalt bezeugt wider jedweder Eindeutigkeit die Kontingenz der Phänomene. Indem diese aber spezifische Problemlösungen darstellen, also eine reduzierte Problem-Lösungs-Relation, kann der Vergleich mehrerer, aber hinreichend ähnlicher Relationen eben ein generelles Ordnungsprinzip, eben die Funktion feststellen. Auf dieses Ziel und unter einer konstruktivistischen Perspektive richtet die funktionale Analyse die zum Einsatz kommenden Methoden aus. Ebenso werden die relevanten Facetten der Fragestellung auf ihre Vorannahmen hin explizierbar. Die Bearbeitung der Kontingenz zu konkreten Problem-Lösungs-Relationen rückt somit in den Fokus der empirischen Beobachtung.

Das Kohärenzgebot und das hinsichtlich sozialer Erwartungen eindeutig aufgeladene Thema der Befragung zum umweltaffinen Alltagshandeln drängen die Darstellungen gleichermaßen in eine bestimmte Richtung der Erwünschtheit. Die Selbstauskünfte lassen darum eine Tendenz erwarten, die Gründe für die Formen, der Alltagspraktiken, wenn nicht sogar die Formen selbst, in die vermeintlich gewünschte Richtung positiven Bezugs auf die Umweltprobleme zu editieren. Hier ist darum die Organisation von Widerspruch vonnöten, der aber eher nicht vom Interviewer stimuliert werden sollte. Widerspruch sollte sich während des Erzählens von der Seite der Befragten melden. Dafür aber ist eine Befragung von mehreren Personen gleichzeitig nötig, die auf diese Weise in eine Diskussion ihrer Darstellungen verwickelt werden, wie dass durch Gruppendiskussionsverfahren ermöglicht wird. Dabei aber kommt es darauf an, dass hier keine schon etablierte Gruppe als Fall untersucht wird, sondern dass auf Fallebene des Individuums die kollektiven Konstitutions- und Konfirmierungsprozesse gemeinsamer und individueller Deutungen beobachtet werden.

Gruppendiskussionen gehören zu den, in der Sozialforschung etablierte Erhebungsinstrumenten.<sup>2</sup> Im Zusammenhang mit der Studie zur Umweltaffinität alltäglicher Praktiken interessiert allerdings nicht die kollektive Repräsentation von Positionen, sondern deren diskursive Konstitution und Rechtfertigung. In den Aussagen sollen die Alltagspraktiken reflektierend in ihren Formen dargestellt werden und auf diese Weise individuelle Positionen gegenüber den Umweltproblemen im Kontrast zur simulierten Gemeinschaft der Gruppe eingenommen werden. Aufgrund der ähnlichen, aber doch individuell verschiedenen Alltagspraktiken sind hier schon der Form nach Unterschiede zu erwarten, die zur Diskussion über das Maß der Ähnlichkeit und Verschiedenheit einladen. Mit der so zutage tretenden Formenvielfalt wird deren Kontingenz einsichtig, was zur Rechtfertigung ihrer geschilderten Form herausfordert.

Die prinzipielle Gestaltung der Gruppendiskussionen orientierte sich im Wesentlichen an den Vorschlägen Bohnsacks (2000). So wird immer die gesamte Gruppe durch Aufforderungen zum Bericht oder durch Fragen angesprochen, wobei im Rahmen der Problemstellung Themen eher vage zur Diskussion vorgeschlagen werden. Die Redebeiträge werden solange nicht unterbrochen, wie sie sich an grundsätzliche Respektsregeln gegenüber den anderen Gruppenteilnehmern halten. Durch verschiedene Arten des Nachfragens werden detaillierte Darstellungen angeregt und offensichtliche Widersprüche aufgeklärt.

Im September 2011 wurden in vier Orten Deutschlands Fokusgruppeninterviews durchgeführt. Die Bestimmung der Orte wurde nach den Lebenslagen hinsichtlich der Ost-West-Differenz und dem Urbanisierungsgrad kontrastiert. Die Kontrastdimensionen werden zum einen von der These angeleitet, dass die Ost-West-Differenz nach wie vor eine Rolle nicht nur für die Biografie, sondern auch für die aktuelle Lebensführung und die Rezeption von Umweltproblemen spielt. Die Kontrastierung nach dem Urbanisierungsgrad gründet zum anderen auf der These, dass sich die Alltagserfahrungen mindestens in einem emphatischen Naturbezug unterscheiden, obgleich Stadt-Land-Unterschiede in vielen Aspekten kaum tragfähige Unterscheidungen zulassen. Das hat Auswirkungen auf die Rezeption von Umweltproblemen, wird doch diese Problematik häufig auf Naturbezüge reduziert.

Die Gruppen kamen mithilfe lokaler Multiplikatoren und im Schneeballverfahren zustande. Die kontrastierende Auswahl der Gruppenteilnehmer erfolgte nach soziodemografischen Merkmalen, nämlich Alter, Geschlecht, Ausbildung, Erwerbsstatus, Haushaltseinkommen und Kinder. Damit wurde das Ziel einer heterogenen Zusammensetzung verfolgt. Anders als häufig üblich bildeten nicht homogene und natürliche Gruppen die Untersuchungseinheit, sondern die Individuen in heterogenen Gruppen, die durch die Untersuchung gebildet wurden. Auf diese Weise sollte zum einen die Auseinandersetzung in der Gruppe und zwischen dem Individuum forciert werden, zum anderen sollte das Gewicht eher auf

---

<sup>2</sup> Dies lässt sich schon daran ersehen, dass mindestens die deutschsprachige Diskussion nicht ohne Verweis auf die Arbeiten Bohnsacks zur dokumentarischen Methoden im Zusammenhang mit Gruppendiskussionen auskommt (siehe etwa Lamnek 2010, Kapitel 9).

Emergenz von Meinungen und weniger auf die Repräsentanz schon gemeinschaftlich erprobter gelegt werden. Damit sollten die Darstellung der Alltagsroutinen und deren argumentative Begründung hervortreten. Die Lokalisierung der Gruppen bildete gleichzeitig aber einen Rahmen für die individuellen Alltagsroutinen, sodass hier ein gemeinsamer Erfahrungshintergrund anzunehmen war.

Die vier Gruppendiskussionen wurden im Laufe des September 2011 durchgeführt. Sie dauerten jeweils etwa zwei Stunden, wurden aufgezeichnet und anschließend transkribiert. In üblicher Weise wurden die Gruppendiskussionen durch Leitfragen angeleitet, mit denen die Moderatoren die Diskussion stimulierten. Die Leitfragen umfassen vier Themenkreise: die Rolle von Umweltproblematiken im gegenwärtigen Alltag, besondere biografische Ereignisse, die mit einem Bezug auf die Umweltprobleme einhergingen und Veränderungen der Alltagsroutinen bewirkten, der Umgang mit widersprüchlichen umweltrelevanten Normen im alltäglichen Verhalten sowie die Einschätzung des eigenen Engagements bei der Bewältigung von Umweltproblemen.

Für die Auswertung des mit der Gruppendiskussionen erhobenen Materials hat sich in den letzten Jahren vor allem die von Bohnsack (1997) entwickelte dokumentarische Methoden als Methode erster Wahl etabliert. Im Anschluss an Vogd (2005) eignet sich diese aber darüber hinaus auch für die instrumentelle Umsetzung der Anforderungen der funktionalen Analyse. Bohnsack (2010) selbst zeigt die Bezüge zu systemtheoretischen Theoriefiguren auf und verknüpft die dokumentarische Methode als Methodologie explizit mit der Methodologie der funktionalen Analyse. Wichtiger aber ist im Zusammenhang mit der explorativen Studie zur Relevanz des Umweltbezuges alltäglichen Handelns, dass sich die dokumentarische Methode explizit auf die Beobachtung habitualisierter Praktiken kapriziert. Es geht bei der Analyse der bei der Gruppendiskussion gewonnenen Darstellungen nicht um den Rückschluss auf die immer unerreichbaren individuellen Intentionen, sondern um die gestalterischen Prinzipien gemeinsamer Verständlichkeit, des Anschlusses von Selbst- und Fremddarstellung, der Indexikalität des Sozialen (Bohnsack 1997: 192ff.). Diese ist über mehrere Analyseschritte der beobachteten Gruppeninteraktionen zu multidimensionale Typen zu generieren. Im wesentlichen unterscheidet Bohnsack die komparative Analyse und die konjunktive Generalisierung. Erste zielt über die sachliche, soziale und zeitliche Dimension auf die Kontrastierung der Gemeinsamkeiten, zweite auf die (Re-)Konstruktion übergreifender Erfahrungsräume an der die abstrahierende Typenbildung anschließt.<sup>3</sup>

Maßgeblich ist für die Analyse – ein wesentliches Element, das die dokumentarische Methode mit der funktionalen Analyse gemeinsam hat – der Vergleich. Die Organisation des Vergleichs orientiert sich dabei an den inhärenten Strukturen des Materials, die durch das Forscherinteresse in einer außergewöhnlichen Situation stimuliert wurden. Von daher bilden auch die Leitfragen – mindestens im Fall dieser explorativen Studie – eine Vergleichsdimension.

---

<sup>3</sup> Ausführliche dazu siehe Bohnsack (2010: 307 ff.) und Vogd (2005, 2010 mit einem konkreten Beispiel).

Die Analyse des transkribierten Materials der Gruppendiskussionen erfolgt zweistufig als formulierende und als reflektierende Interpretation. Die formulierende Interpretation analysiert den Gehalt der Beiträge, wie sie sich hinsichtlich sachlicher, sozialer und zeitlicher Aspekte gliedern. Dabei aber lassen sich gerade die aufeinander verwiesenen sachlichen Themen als Problemstufenordnungen auffassen, mit denen sich der Vergleich hinsichtlich sachlicher, dann aber auch zeitlicher und schließlich sozialer Aspekte organisieren lässt. Die reflektierende Interpretation interessiert sich danach für die Herstellung von Wirklichkeit. Bis hierhin bewegt sich die dokumentarische Methode im komparatistischen Modus. Im Anschluss daran werden bei der konjunktiven Generalisierung die über den Fall hinausreichenden Typiken auf ihre spezifischen Bedingungen und damit auf die Limitierung ihrer Verallgemeinerbarkeit hin überprüft. Typen aber sind keinen Aussagen über die Totalität eines Individuums. Typiken leiten sich aus den Beobachtungen der individuellen Darstellungen im Kontext der Gruppe ab; sie stellen aber gleichzeitig Generalisierungen der Beobachtung von dargestellten Praktiken hinsichtlich des forschungsgeleiteten Interesses dar. Sie sind in diesem Sinne zwar abstrakte Verallgemeinerungen, gelten aber spezifisch für den vom Forschungsinteresse zugerichteten Ausschnitt der Gesellschaft, hier eben der Relevanz des Umweltbezuges für die Gestaltung des Alltags.

## Alltag und Umwelt – Impressionen aus den Gruppendiskussionen

Die vier Gruppen<sup>4</sup> unterscheiden sich in ihrer Anlage nicht nur nach der West-Ost-Differenz, sondern auch nach der zwischen Groß- und Kleinstadt.

Regionaldimensionen	West	Ost
Großstadt	Gruppe Fagos (6 Mitgl.)	Gruppe Begos (6 Mitgl.)
Mittel- und Kleinstadt	Gruppe Maklas (5 Mitgl.)	Gruppe Eklas (6 Mitgl.)

Die Gestalt der Gruppen hing von den örtlich verschiedenen Erfolgsquoten der Multiplikatoren ab, die Vorgaben einer möglichst gleichwertigen Zusammensetzung nach Geschlecht, Alter und Bildung zu erfüllen. So war die Gruppe „Fagos“ mit sechs Mitgliedern in angestrebter Stärke besetzt, ebenso wie die Gruppen „Begos“ und „Eklas“. An der Gruppe „Maklas“ hingegen nahmen nur fünf Personen teil. Hinsichtlich der Zusammensetzung der Gruppen nach den sozialen Komponenten war nicht immer eine Gleichgewichtigkeit zu wahren. Weitere Kontrastdimensionen bildeten Berufsstatus und Familiensituation.

Gruppe	Geschlecht	Alter (Durchschnitt)	Ausbildungsstatus	Erwerbsstatus	Familien- und Wohnsituation
Maklas	M: 4 / W: 1	41	Ohne: 1	Schüler: 1	im Elternhaus: 1

<sup>4</sup> Die Erhebung eines Teils der Gruppeninterviews und deren erste Analyse wurden von Melanie Jaeger-Erben realisiert.

			Berufsausbildung: 2 Hochschule: 2	Angestellt: 2 Selbst.: 1 Rente: 1	Miete: 1 Miete & Kind: 1 Wohneigentum: 1 Wohneigentum & Kind: 1
<b>Fagos</b>	M: 4 / W: 2	40	Berufsausbildung: 4 Hochschule: 2	Angestellt: 5 Beamter: 1	Miete: 2 Miete & Kind: 2 Wohneigentum & Kind: 1
<b>Eklas</b>	M: 3 / W: 3	49	Berufsausbildung: 3 Hochschule: 3	Arbeitssuchend: 1 Arbeiter: 2 Angestellt: 1 Beamter: 1 Rente: 1	Miete: 3 Wohneigentum: 2 Wohneigentum & Kind: 1
<b>Begos</b>	M: 3 / W: 3	48	Berufsausbildung: 2 Hochschule: 4	Arbeitssuchend: 1 Student: 2 Angestellt: 1 Rente: 2	Miete: 2 Miete & Kind: 2 Wohneigentum & Kind: 2

Die Gruppen Ost-Gruppen sind im Durchschnitt etwas älter als die im Westen. Hinsichtlich Ausbildung und Familiensituation unterscheiden sich die Gruppen zunächst nicht stark. In den Ost-Gruppen findet sich jeweils ein Arbeitssuchender. Bei der Gruppe „Eklas“ wohnen weniger häufig Kinder mit im Haushalt, was einerseits auf das Alter der Gruppenteilnehmer und andererseits auf den unterschiedlichen Verlauf der Familienentwicklung während der Zeit der DDR zurückzuführen ist. Hinsichtlich der Kontrastdimensionen Groß-/Mittel-, Kleinstadt finden sich jedoch keine auffälligen Merkmale. Die Zusammensetzungen nach den Kontrastdimensionen sind hinreichend ähnlich, um die Gruppen untereinander zu vergleichen.

Die Ergebnisdarstellung der Analyse der vier Gruppendiskussionen erfolgt über drei Stufen. Zunächst werden die Gruppen jeweils für sich vorgestellt. Hier werden die Diskussionen hinsichtlich ihres thematischen Ablaufs, der gegenseitigen Bezugnahme der Diskutanten, der Art der begründenden Reflexionen und der argumentativ angeleiteten Entwicklung der Themen dargestellt. Diese Darstellung nimmt die Kontrastdimensionen der Sample-Akquise als Ausgang für die gruppeninterne Vergleichsperspektive. Daran schließt der anhand der Fragestellung und den aufeinander verweisenden Themen im Sinne von Problemstufenordnungen organisierte Vergleich zwischen den Gruppen an. Am Ende werden diese hier entwickelten Typiken hinsichtlich ihrer Bedingungen als Möglichkeiten des habitualisierten Umgangs mit den Anforderungen des Alltags und des Umweltbezuges diskutiert.

### **Die Gruppe „Maklas“**

Code	Geschlecht	Alter	Ausbildungsstatus	Erwerbsstatus	Familien- und Wohnsituation
Maklaw1	Weiblich	18	Ohne	Schülerin	im Elternhaus lebend
Maklam2	Männlich	31	Im Studium	Angestellter	zur Miete
Maklam4	Männlich	40	Hochschule	Angestellter	2 Kinder im Haushalt, Wohneigentum

Maklam1	Männlich	47	Hochschule	Selbstständiger	1 Kind im Haushalt, zur Miete
Maklam3	Männlich	71	Berufsausbildung	Rentner	Wohneigentum

## Umwelt im Alltag<sup>5</sup>

Von seinem sparsamen Umgang mit Wasser und Strom berichtet *Maklam3*, weil diese Ressourcen nicht verschwendet werden dürfen. Das vermittelt er auch seinen Enkeln. Jedoch schafft er es nicht, weniger Auto zu fahren, wegen seiner Behinderung, die ihm auch das Fahrradfahren erschwert. Für den Konsumbereich stellt er allgemein fest: „Aber beim Einkaufen muss ich ganz ehrlich sagen, ist mir Umwelt noch nicht ins Auge gekommen, da hab ich also noch nie darauf geachtet [...] nein, da wurde auf den Preis geachtet“ (28-31).

Alltäglich setzt Maklam3 basale Ressourcen sinnvoll ein. Beim Einkauf ist Geld die entscheidende Ressource. Zur Umweltverträglichkeit kann er für diese Routinen keinen Bezug herstellen. Das lässt aber auch sein Suffizienz-Motiv beim Wasser- und Stromverbrauch fraglich werden. Eher ist auch hier der monetäre Effekt als Motiv zu vermuten. So stellt sich die Frage, ob das Sparen und Vermeiden von Verschwendung nicht letztlich das gleiche Ziel verfolgen, an das der Zweck des Umweltschutzes anschließt. Damit erscheint auch die Erziehung zum Vermeiden von Vergeudung auf das monetäre Haushalten ausgerichtet. Die Nahrungsbeschaffung lässt sich in dieser Motivkoalition für sein Alltagshandeln nicht einordnen, doch fühlt er sich durch die Fragestellung aufgerufen, auch diesen sozial schon erwarteten Bereich hinsichtlich seines Handelns zu befragen. Genauso nimmt er schließlich auch die Frage der Mobilität in den Blick und entdeckt, dass er für diesen, in der Umweltdebatte wichtigen Alltagsbereich, auf keine Routine verweisen kann, die man als umweltschonend bezeichnen könnte. Im Gegenteil berichtet er von seinem eher umfassenden Einsatz seines Autos hin, der ihm problematisch erscheint, wie sein Verweis auf seinen Behinderung und sein Unvermögen deutlich macht, wird dieser doch rechtfertigend vorgetragen. In dieser ersten Sequenz wird so schon ein moralischer Druck deutlich, der mit der Umweltdebatte verbunden ist.

Am Thema Mobilitätsverhalten schließt *Maklam2* an, indem er darlegt, dass er damit keine Probleme hat, weil er weder Auto noch Fahrrad besitzt. Er erläutert sich alles, denn die örtlich bergige Lage macht das Fahrradfahren ohnehin beschwerlich. Außerdem verfügt er als Student über ein Semesterticket, weshalb er den ÖPNV problemlos benutzen kann. Das empfindet er aufgrund der Flexibilität als sehr komfortabel. In der kostenlosen Nutzung des ÖPNV meint er eine allgemeine Lösung für das Mobilitätsproblem erkennen zu können, was seiner Meinung nach hinsichtlich der Umwelt große Effekte haben würde. Wie Maklam3 will er auch beim Verbrauch von Wasser und Strom sparen. Aber das macht

<sup>5</sup> Die Transkription folge den Vorgaben in Dresing/Pehl (2011: 19 ff.). Kursiv gesetzte Namen verweisen im Folgenden auf Sprecherrollen.

er ohne sich dessen tatsächlich bewusst zu sein, denn das wurde ihm anezogen. Beim Einkaufen jedoch fällt ihm auf, spielt der Gedanke an Umweltverträglichkeit keine Rolle. Zwar lässt er die Verpackung im Laden, jedoch ist er sich nicht sicher, ob er das wegen der Umwelt tut. Auch kann er nicht einschätzen, ob dieses Verhalten überhaupt einen umweltrelevanten Effekt hat, da die Verpackung ja schon hergestellt wurde. So stellt er schließlich fest, dass er kaum Beispiele dafür hat, dass der Gedanke an die Umwelt bei der Gestaltung seines Alltags eine Rolle spielt.

Nicht unironisch schließt Maklam2 an seinen Vorredner an, wenn er erstens darlegt, dass seine fehlende Optionsvielfalt ihm Problemfreiheit schafft. Mit Laufen und der Nutzung des ÖPNV kann er für sich auf die ökologischsten Mobilitätsvarianten verweisen. Hier stellt sich die Frage, inwiefern er sich dabei an Umweltbelange orientiert, wenn er ohnehin keine andere Wahl hat. Sein umweltgerechtes Mobilitätsverhalten ist tatsächlich weniger vom Wertebezug geleitet, wie seine Schilderung weiterer Alltagsbereiche deutlich macht. Ressourcensuffizienz ist ihm durch seine Erziehung selbstverständlich und braucht kein weiteres Motiv. Es lässt sich aber als umweltaffin beurteilen wie sein Mobilitätsverhalten. Für den Konsumbereich scheint ihm seine Routine der Verpackungsentsorgung relevant zu sein, jedoch ist er hier unsicher, weil er den Umwelteffekt für gering hält. Mehr als Maklam3 scheint Maklam2 im Rahmen der Gruppendiskussion sozial erwünschte Reflexionen zu erwarten. Doch muss er sich und die Zuhörer hier enttäuschen.

Für Maklam4 spielt die Umwelt in bestimmten Bereichen eine Rolle, in anderen aber nicht. Das Energiesparen ist bei ihm zu Hause selbstverständlich, wobei ihm nicht wirklich klar ist, ob das Effekte hat. Häufig fährt er mit dem Rad und erledigt damit problemlos auch den Wochenendeinkauf mit einem Anhänger, obwohl die Familie ein Auto hat. Ein zweites brauchen sie darum nicht. Beim Fliegen macht er sich keine Gedanken, obwohl ihm klar ist, dass es eine Umweltbelastung darstellt. Er genießt vielmehr das Reisen. Denn geht es um den Urlaub, kann er sich nicht vorstellen, auf weite Ziele wegen umweltbezogener Überlegungen zu verzichten und stattdessen nähere Ziele anzustreben, die umweltschonender mit der Eisenbahn zu erreichen wären.

Schließlich wurde ihm erst kürzlich klar, dass er bei der Kleidung dem Umweltaspekt mehr Aufmerksamkeit schenken müsste. Er weiß inzwischen, dass man statt der umweltbelastenden Baumwollware, Hanfkleidung bevorzugen sollte. Aber auch hier achtet er vor allem auf den Preis oder auf das Aussehen und nicht auf das Material. Für ihn gibt es also verschiedene Bereiche mit unterschiedlichem Bezug zur Umweltproblematik: „Also da kann ich irgendwie so trennen zwischen diesen Bereichen“ (90-91).

Sparen, Verzicht und Einschränkung sind auch bei Maklam4 nicht unmittelbar mit dem Umweltgedanken verknüpft. Er ist sich des erwarteten umweltrelevanten Effekts bewusst, doch nicht davon überzeugt. Sicher ist er, dass Fliegen negative Effekte hat. Damit führt er einen neuen Aspekt hinsichtlich

Mobilität und Konsum ein, der bis dahin noch nicht genannt wurde, aber für ihn als Familienvater ein relevantes Thema markiert. Schilderte er bis dahin am Beispiel Fahrradfahren und Stromsparen wertekonforme Alltagshandlungen, weiß er an dieser Stelle, dass er seine Prioritäten anders setzt als erwartet. Doch betont er, dass ihm das erst in der Situation der Gruppendiskussion auffällt. So prüft auch Maklam<sup>4</sup> wie die Vorredner seine Alltagspraktiken nachträglich aufgrund des Diskussionsthemas auf die Umweltrelevanz hin. Das Fahrradfahren ist eine solche Praktik, die hierbei in die Reflexion kommt. Liegen die Mobilitätsziele aber jenseits der Erreichbarkeit erübrigt sich die Reflexion über Umweltprobleme. Jedoch drängt sie sich auf, weil Alternativen in den Blick kommen. Dann wird nach einer anderen Priorität entschieden: der Urlaub in der Ferne. Aber auch bei den als umweltkonform bewerteten Routinen kommt der Umweltaspekt bei der Entscheidung nicht in den Blick. Bei allen bisherigen Redebeiträgen findet der Alltag weit weg von den Umweltproblemen statt. Liegt der Grund darin, dass die Umweltprobleme im Alltag nicht relevant sind, weil sie hier gar nicht lösbar scheinen? Nur die Informationen über Hanfkleidung haben ihn schon vor der Gruppendiskussion zum Nachdenken über das Material von Kleidung gebracht. Jedoch ist Hanfkleidung auch nicht ohne Weiteres zu kaufen und sieht womöglich auch nicht modisch aus. Diese Geschichte aber macht deutlich, dass die Umwelt des Alltags im Alltag erst problematisierbar wird, wenn sie sich als spezifisches Problem hineindrängt.

Maklam<sup>4</sup>' Hinweis auf die Alltagsbereiche mit unterschiedlichem Umweltbezug zu Beginn und am Ende seiner Bemerkungen bedeutet, dass seine Praktiken manchmal umweltschonender erscheinen, nicht aber auf bewusste Entscheidungen beruhen, es aber auch Bereiche gibt, wo es ihn überhaupt nicht in den Sinn kommt, über die Umweltrelevanz seiner Handlungen zu reflektieren. Im Grunde aber hat er weder hier noch dort ein explizites Umweltbewusstsein, das heißt, dass er sich von der Umweltschonung als Wert bei seinen Entscheidungen nicht leiten lässt. Und so erscheint ihm die reflexive Unterscheidungsfähigkeit schon als Tugend seiner Praxis. Es genügt ihm also die Kenntnis der umweltschonenden Wertsetzung; daraus folgt jedoch nicht notwendig auch das wertekonforme Handeln.

Die Schülerin *Maklawa1*, die noch bei Ihren Eltern lebt, kauft sich selbstständig nur ihre Kleidung. Zwar hilft sie im Haushalt mit, sie ist aber nicht verantwortlich für die dort getroffenen Konsumententscheidungen. Den Einkauf erledigt die Familie entweder zu Fuß oder mit dem ÖPNV, wenn sich ein Laden weiter weg befindet. Noch nie ist sie in den Urlaub geflogen. Überhaupt läuft sie sehr gern und kommt in der Stadt überall dort hin, wo sie hin will. Umwelt spielt als Thema keine Rolle in ihrem Alltagsverhalten.

Die kurze Sequenz lässt sich darauf zurückführen, dass Maklawa<sup>1</sup> als Intention der Fragestellung selbstständige Entscheidungen hinsichtlich der Alltagspraktiken antizipiert. Nur die Kleidung kauft sie sich selbst, ohne dass dies für sie eine Umweltrelevanz besitzt. Ihre Mobilität aber erscheint umweltverträglich im Alltag und auch im Urlaub, da diese auf Entscheidungen ihrer Eltern beruht.



Für *Maklam1* spielt Umwelt ständig und unaufhörlich eine Rolle, allerdings in abstrakter Hinsicht, auf „einer sehr technokratischen Ebene“ (116). Sein Umweltbezug hat nichts mit einem emphatischen Bezug zur Flora und Fauna im Sinne von „Naturverbundenheit“ (116) zu tun, denn er ist in einer Großstadt aufgewachsen. Es geht ihm vielmehr um das Verhältnis von Nutzen und Verbrauch, um „Ökobilanzen“ (118). Er versucht, das beste Verhältnis durch sein Handeln zu erreichen. Jedoch stellt er immer wieder fest, dass er nur semioptimale Varianten realisiert, anders gelingt es ihm nicht. So ist er beruflich sehr viel unterwegs. Er fliegt nicht, obwohl sich das von den Strecken her anbietet. Darauf zu verzichten, begreift er als „Luxus“ (122). Stattdessen fährt er nachts mit der Bahn. Zwar benötigt er viel Zeit, hat aber dadurch ein beruhigtes ökologisches Gewissen, wenn seine „ökologische[n] Fußstapfen“ (125) klein bleiben. Auch bei Konsumentenscheidungen überlegt er sich in Abwägung der Umweltbelastung die Notwendigkeit und die optimale Variante von Anschaffungen. Jedoch, so räumt er ein, kann man hier schon mal daneben liegen, weil die Zusammenhänge zu vielfältig sind und die „Komplexität der Fragestellung“ (129) deshalb zu groß wird. Schon die Wahl der Verpackungsvarianten stellt so eine Schwierigkeit dar, weil man hier immer wieder divergente Meinungen hört. Experten ermöglichen darum gerade keine Orientierungen. Das frustriert ihn manchmal, weil es keine beste Lösung gibt.

An seinen Ausführungen merkt man, dass *Maklam1* sich stark mit dem Thema Umweltschutz beschäftigt, was er selbst auch auf seinen Beruf zurückführt. Darum ist sein bevorzugter Zugang zum Umweltthema ein rational-technischer. Klar ist ihm, dass er sich zwar bemühen kann, aber nie eine beste Lösung finden wird. Der Versuch, nur wenig Ressourcen in Anspruch zu nehmen, genügt aber, um das Gewissen zu beruhigen. Seine Lösungen sind jedoch nicht verallgemeinerbar, sondern sind im Sinne von Luxus, was ihm angenehm und möglich ist, was er aber nicht notwendigerweise tun muss. Der Widerspruch zwischen der in der umweltgerechten Wertsetzung mitschwingenden Notwendigkeit und seiner Bewertung eines wertekonformen Verhaltens als kontingente Annehmlichkeit ist eine Variation des von *Maklam1* wahrgenommenen generellen Paradoxes: Mehr Informationen und mehr Expertenwissen steigern nur die Komplexität der Problematik und lassen eine beste Lösung immer unwahrscheinlicher werden. Das aber konterkariert seine Bemühungen um eine optimale Ökobilanz und stiftet inneren Unfrieden.

## **Umweltrelevante Initialerlebnisse**

Mit der Umweltproblematik kam *Maklawal* in der Schule in Berührung. Die Umwelt erschien ihr auch vorher schon als Problem. Die Umweltaktivisten empfand sie jedoch als komische Menschen. Erst als die letzte Atomkatastrophe akut wurde, wobei sie sich nicht sicher ist, wann das genau war, da wurde in der Schule andauernd im Unterricht darüber gesprochen. Sie machte sich da zum ersten

Mal wirklich sehr viele Gedanken über die Umwelt. Da kam bei ihr die Frage auf: „Hm, sollte man jetzt vielleicht ein bisschen Angst kriegen oder so?“ [446-447].

Als Jugendliche kurz vorm Ende der Schulzeit ist ihr das Umweltthema geläufig. Die gefährdete Umwelt stellt im Grunde ein lebenslanges, kontinuierliches Thema für sie dar. Hat sie das bislang nur distanzierend erfahren, wie sie anhand der komischen Umweltengagierten ausführt, zeigt sie sich von der kürzlichen Reaktorkatastrophe betroffen. Jedoch erinnert sie weder einen Namen noch die Zeit oder auch nur den konkreten Ort. Lediglich die Dominanz dieses Themas in der Schule war so beeindruckend, dass sie dieses Ereignis auf sich beziehen konnte. Jedoch bleibt es bei ihrer grundsätzlichen Distanz, wenn sie den Bezug weiterhin als Frage formt, auf diese sie keine Antwort gibt – die sie also für ihren Alltag gar nicht benötigt.

An seine Schulzeit denkt auch *Maklam2*. Schon in der Grundschule wurde er mit der Broschüre „Ich und meine Umwelt“ (450) ans Umweltthema herangeführt. Zugleich wurde für den ‚Grünen Punkt‘ geworben und die Mülltrennung begann. Er war davon begeistert und „überwachte“ (456) seine Eltern, ob die auch alles geordnet entsorgten. So ging das weiter bis zur Kernkraft. Dazu las er ein Buch, was ihn animierte, sich mit diesem Thema ausführlich zu beschäftigen. Es ließ ihn seit dem nicht mehr los.

Umwelt war für *Maklam2* als junger Schüler ein beeindruckendes Thema, auch weil er dessen Relevanz im Alltag durch die beginnende Mülltrennung erlebte. Als Kontrolleur seiner Eltern konnte er dabei selbst aktiv werden. Anders als die jüngere *Maklawa1* nutzte er das Umweltthema zur Abgrenzung von seinen Eltern. Das ist *Maklawa1* offensichtlich nicht möglich. Nicht einmal die Reaktorkatastrophe ist in der Lage, sie über die momentane Aufmerksamkeit zu engagieren. Die Relevanz des Umweltschutzes ist also keinesfalls selbsterklärend.

Ebenfalls als Kind in Auseinandersetzung mit seinen Eltern ist der ältere *Maklam1* auf das Umweltthema gestoßen. Die „Ölkrise“ (463) erinnert er vor allem, weil seine Eltern sich darüber beschwerten, ihren PKW nicht benutzen zu können, was für sie ein „untragbarer Zustand“ (464) war. Außerdem empfand er das Leben in der Großstadt von der Umweltqualität her belastend. Im Sommer war das Baden nicht möglich, im Winter stank die Luft nach Kohleöfen, dass man krank wurde. Das hat ihn schon damals sehr beschäftigt. Mittels Technik wurden diese verheerenden Belastungen der Umwelt inzwischen wesentlich behoben. Es hat ihn sehr beeindruckt, als der damalige Umweltminister im Rhein schwimmen ging, denn diese Tat symbolisierte: „Man kann wieder [schwimmen], ja. Da gibt es auch wieder Fische und so // Das habe ich schon sehr bewusst miterlebt“ (483-484).

In derselben Großstadt ist auch der etwa gleich alte *Maklam4* aufgewachsen. Den Autoverkehr, die Luftverschmutzung und den Stau fand er unerträglich. Das war für ihn der Punkt, als er sich mit dem Umweltthema begann zu befassen. Er erinnert sich an Raddemos und die beginnende Antiatomkraftbewegung sowie die Verhinderung einer Abholzung für einen Straßenneubau. Schließlich kam noch die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl hinzu: „Das war schon so / Damals war das richtig beängstigend (...) Wo man wirklich jetzt auch dachte, jetzt /, wo ich auch das Gefühl hatte, (...)“ (497-499), berichtet er stockend, und *Maklam1* wirft ein: „Jetzt geht die Welt unter“ (501).

Die initialisierenden Ereignisse für die Umweltthematik erscheinen generationstypisch. Bei den Mittvierzigern waren die in der Kindheit erlebte Umweltbelastung als Folge wirtschaftlichen Aufschwungs und der Protest während ihrer Jugend die Momente, die sie für Umweltthemen wie Verkehr, Wasser und Luft engagierten. Der Umwelt- und Anti-Atomkraftbewegung gehörte darum mindestens ihre Sympathie. Das Reaktorunglück von Tschernobyl im Jahr 1986 erinnern sie emotional. Dazu kontrastieren die Erlebnisse der Jüngeren. Die intergenerationale Abgrenzung kann sich des Umweltthemas auf zweierlei Art bedienen, immer geht es aber darum, zu eigenen Anschauungen zu gelangen. Einerseits lässt sich damit eine eigenständige Rolle kreieren. Bei dieser Konstellation kann das Umweltthema noch Protestpotenzial für Jugendliche bereithalten. Andererseits dient es der Markierung von Verschiedenheit. Hierbei gibt es aber auch kaum noch einen Grund zum Engagement, denn das Umweltthema ist inzwischen weit im Normaldiskurs eingebettet: Es gibt schon immer welche, die sich kümmern – angefangen bei den Eltern bis hin zu Szenefreaks. Dann wird selbst Betroffenheit bei einem Weltereignis fraglich.

Auch der älteste Teilnehmer der Gruppendiskussion *Maklam3* kann sich an den GAU von Tschernobyl erinnern. Damals hieß es, man solle keine Pilze essen und Wildfleisch aus Süddeutschland meiden, weil hier die Kontaminierung hoch sei. In dieser kritischen Situation wollte man wissen, was los ist. Jedoch glaubt er bis heute, dass die Strom-Lobby durch die Politik in Deutschland geschützt wird und nie die Wahrheit sagt: „Wir werden doch manipuliert. Habe jetzt bewusst dieses Wort gewählt und nicht gesagt verarscht. Entschuldigung. Es ist aber so. Das Gefühl werde ich einfach nicht los, dass wir von diesen Leuten einfach (.) hinter das Licht geführt werden. Und (...) es ist auch mit allem nicht - ob das jetzt Plastik ist“ (509-514). Auch mit anderen umweltgefährdenden Stoffen verhält es sich seiner Meinung nach so, dass niemand der Interessensgruppen die Wahrheit sagt. Wegen der massenhaft im Meer schwimmenden Plastikflaschen sollte man auf Glas umstellen. *Maklam2* wirft ein, dass man Polyäthylen recyceln kann, es die Ozeane also nicht verschmutzen muss. Dem stimmt *Maklam3* zu. Doch wer ist zur Wiederverwendung bereit, fragt er skeptisch. Das kostet zu viel, rentabler wäre es bei Glas. Jedoch sei das Management allein am Geld interessiert

und daran, ob die Anteilseigner letztlich genug Dividende bekommen. Da bleiben andere Möglichkeiten auf der Strecke. An das Reaktorunglück von Tschernobyl erinnert er sich selbstverständlich auch. Dies ist als Moment der Initialisierung ein recht spätes Beispiel. So betrafen ihn ja mehr als alle anderen Gruppenteilnehmer die Umweltverschmutzung der Aufbaujahre oder die Ölkrise. Zum Erlebnis des GAU von 1986 aber fallen ihm vor allem die Konsumeinschränkungen ein, die zudem Produkte betrafen, welche kaum zum alltäglichen Bedarf zu rechnen sind. Doch machte ihm dies wohl den Ernst der Situation damals deutlich, sodass er mehr erfahren wollte. Dabei interessierte er sich nicht so sehr für die Vorgänge in der Ukraine, sondern für die Situation in Deutschland. Die Nebensächlichkeit der zu vermeidenden Produkte brachte ihn ja erst auf weitere Nachfragen. Erinnert man sich an die einsetzende Panik, weist Malam<sup>3</sup> hier auf das Gefühl großer Verunsicherungen hin, auf die er keine befriedigenden Antworten fand. An dieser Stelle äußert er zum ersten Mal seine Vermutung, durch Politik und Produzenten hinters Licht geführt zu werden. Er hat im Themenfeld der Umwelt darum ein grundsätzliches Misstrauen: Eine gewissenlose Industrie beeinflusst die Politik so, dass diese jene beschützt. Woher das kommt, sagt er an dieser Stelle noch nicht. Gleich schließt er das Problem des Plastikmülls als weiteren Beleg für seine Weltsicht an. Dabei folgt er der Argumentation, dass Glas umweltverträglicher als Plastik sei. Der Intervention von Maklam<sup>2</sup> zur Möglichkeit der Wiederverwendung stimmt Maklam<sup>3</sup> zwar zu, fällt dann aber auf sein Lobby-Politik-Argument zurück und führt nun auch die nur dem Geld und den Aktionären verpflichteten Manager von Unternehmen an, die bessere Lösungen hintertreiben. So sichert er sein Misstrauen gegen andere Argumente ab. Hinsichtlich des Umweltthemas stellt er sich als Spielball von Umständen dar, die außerhalb seiner Gestaltungsmöglichkeiten liegen. Das unterscheidet ihn von der mittleren wie von der jüngeren Generation der Gruppenteilnehmer.

## Information

In allen Beiträgen wurden immer auch Wissensbestände dargestellt. Die Voraussetzung für Wissen sind Informationen, die in den jeweils eigenen Praktiken konfirmiert werden. Die umweltrelevante Problematisierung von Kleidung durch Maklam<sup>4</sup> offenbarte ungewöhnliche Einsichten in die Produktionsbedingungen von Baumwolle und Hanf. Er führte dazu aus, dass er eher zufällig ein Pflanzenlabyrinth besucht hatte, das statt mit Mais, wie er es kannte, mit Hanf bepflanzt war. Hier wurde über dessen ressourcenschonenden Anbau berichtet. Den meisten Gruppenteilnehmern ist dieses Labyrinth auch bekannt. Diese Einrichtung wird von Leuten geführt, die Hanf als Nutzpflanzen anbauen und darüber auf diese Weise aufklären und dafür werben wollen. Für ihn bedeutete der Besuch vor allem Spaß, weil er sich während des Durchquerens vielerlei Gedanken machen konnte. Darum

meint er auch, passt das gut für einen Schülersausflug. Doch war die Schülerin Maklawal noch nie dort, obwohl auch sie davon weiß.

Informationen über den Hanf als Nutzpflanze hat Maklam4 bei seinem Ausflug nebenher erfahren, was ihn aber offensichtlich längerfristig beschäftigte. Das Wissen wirkt sich wohl nicht unmittelbar auf sein Handeln aus, jedoch hat er damit einen Reflexionsanlass über die Produktion und Konsumption von Kleidung erhalten, den die anderen Teilnehmer so nicht hatten. Denn obwohl dieses Labyrinth allen bekannt ist, war er als Einziger dort. Die anderen betrachten das eher als Kuriosum, was an einem geäußerten Witz über die Rauchfähigkeit des Hanfes deutlich wird. Für Schüler aber scheint dieses Erlebnis eher nicht attraktiv, wird es doch von den örtlichen Schulen nicht als Anregung aufgegriffen.

Später informieren sich die Teilnehmer auch gegenseitig zu bestimmten Themen. Als *Maklam3* als Beispiel für erfolgreiche politische Kampagnen die Werbung für Hybrid- und Elektroautos anführt, interveniert *Maklam1*. Er hält diese Werbung gerade nicht für ein Beispiel der umweltgerechten Sensibilisierung der Bevölkerung für ein dringendes Konsumthema. Im Gegenteil würde damit eine Programmierung der Konsumenten betrieben. Er hält die ganze Debatte über E-Mobilität für einen Fehler. Denn die Autoproduzenten halten an der Kernidee ihres Produktes, dem individuellen Auto, fest. So ist das Elektroauto im Grunde nur eine schillernde Werbeidee. Das bindet aber Ressourcen, ohne dass sich das auf die Umwelt positiv auswirkt. Doch wahrscheinlich haben Politiker keine Ahnung davon, was sie beschließen, schätzt er. Stattdessen geben ihnen Interessensvertreter die Meinung vor. Daran schließt *Maklam4* mit der Bemerkung an, dass er auf solche Informationen angewiesen ist, um sich eine eigene Meinung bilden zu können, denn bisher wusste er von kritischen Einwänden nichts. Im Gegenteil nahm er an, dass E-Mobilität wegen der Verringerung von Abgasen in den Städten gut sei. Aber er versteht nun, dass sich das Problem der Umweltbelastung nur auf die Stromerzeugung verschiebt. Bei der üblichen Erzeugung geht dann mehr Energie als bei direkter Erzeugung im Verbrennungsmotor verloren. Mit seiner Bemerkung, dass Kohlekraftwerke nur etwa der Hälfte der in Kohle enthaltenen Energie in Strom transformieren, untermauert *Maklam2* diese Aussage. Nun entspannt sich eine Diskussion über effiziente Energienutzung und deren Kosten, was durch die Ausführungen von *Maklam1* beendet wird, indem er bemerkt, dass sogar in den Nachrichten die Reichweiten eines gewöhnlichen und eines E-Autos eines amerikanischen Konzerns verglichen wurden, wobei dieses weniger weit fährt. Das aber sei im Grunde allgemein bekannt oder könnte jedem bekannt sein.

Dabei fällt Maklam4 das Beispiel ein, wie sich Bewohner eines Dorfes zusammenschlossen und sich auf dem Feld der Energie engagieren, indem sie ein Holzschnitzelkraftwerk bauten. Diese An-

lage hat einen Nutzen für jedermann, sogar die Alten haben mit dem Beschicken der Anlage eine Aufgabe bekommen. „Es gibt schon Möglichkeiten“ (1397), schließt er.

Gegenseitig klären sich die Gruppenteilnehmer über die Grenzen der E-Mobilität auf, wobei auch Kritiker von Lobbyarbeit sich von der Werbung begeistern lassen. Im Anschluss beteiligen sich alle an Überlegungen zu Effizienz der Stromnutzung. Anscheinend ist mit der E-Mobilität ein Thema gefunden, das alle anzugehen scheint. Da kann der Hinweis auf den Nachrichtenbeitrag durch Maklam1 schon als abschließende Bestätigung des Diskussionsergebnisses herhalten. In diesem Zusammenhang der Energieerzeugung fällt Maklam4 das Beispiel für lohnendes Engagement im Energiebereich ein: lokale Herzkraftwerke, die er hoffnungsvoll mindestens in ökologischer und sozialer Hinsicht für sehr sinnvoll hält. Woher er aber von diesem Beispiel erfahren hat, teilt er nicht mit.

Ein wichtiges Informationsmittel stellen Labels dar. Doch genießen diese bei den Diskussionsteilnehmern nicht allzu viel Vertrauen. Die Ökozeichen seien bis auf eines nicht geschützt. Da behaupten die Hersteller nur ökologisch zu produzieren, doch ist es dann gar nicht so, ist die jüngste Teilnehmerin Maklawal überzeugt. Auf den Einwand hin, das Öko und Bio gesetzlich geschützt seien, entspannt sich ein kurzer Austausch, der letztlich auf den Kompromiss hinausläuft, dass die Bio- und Öko-Labels zwar für den Lebensmittelmarkt verbindlich sind, aber sonst wenig vertrauenswürdig. Unsicherheit und Misstrauen herrschen bei den Labels vor. Die Vielfalt der Labels erscheint auch den Diskussionsteilnehmern als unübersichtlich. Das Risiko, welches mit Vertrauen immer verbunden ist, wird darum auch hier mittels generalisiertem Misstrauen gelöst.

## **Konsum**

Ein wichtiger Bereich umweltrelevanter Alltagspraxen ist der Konsum aller möglichen Güter. Die Diskussion dazu lässt sich in drei Bereiche zusammenfassen. So wird der Konsum als Problem des Haushaltes debattiert. Weiterhin werden die defizitäre Rolle der Konsumenten aufgezeigt und schließlich die Möglichkeiten erörtert, ob und wie man als Käufer relevante Marktmacht erlangen kann.

### **Haushalten**

Die Warmmiete, die *Maklam2* zahlen muss, umfasst alle Kosten, weshalb er sich wegen des Sparens keine Gedanken machen muss. Wasser und Strom könnten ihm gleichgültig sein, doch manchmal merkt er, dass er damit nicht zufrieden ist, weil ihn die Inklusivmiete nicht zum Haushalten animiert. Das beobachtet er bei seinen WG-Mitbewohnern, aber auch bei seinen Eltern. Überall gibt es Potenzial zum Einsparen, nicht nur beim Strom, sondern man könnte auch das Haus dämmen, in dem er wohnt. Den Besitzer seiner Wohnung aber kümmert das nicht. Die Ignoranz ärgert Maklam2.

Wenn man den Verbrauch nicht erfahren kann – etwa als Kosten – dann fällt es schwer zu sparen, pflichtet *Maklam3* bei. Gerade ihm ist der effiziente Ressourceneinsatz, die Vermeidung von Verschwendung ein wichtiges Anliegen, wie er gleich zu Beginn der Gruppendiskussion ausführte. Das führt er weniger auf seine Kriegserfahrungen als Kind zurück als vielmehr auf die Erziehung in seinem Elternhaus. So wurde etwa beim wöchentlichen Waschen für alle und für die Wäsche dasselbe warme Wasser genutzt. Die damalige Handarbeit bei Wäsche und Geschirr erledigen heute hingegen komfortable Maschinen im Haushalt, führt er weiter aus. Beim Kauf dieser Maschinen ist deren Sparpotenzial bei Wasser und Strom ein entscheidender Faktor für ihn: „Das ist meines Erachtens die Hauptmotivation“ (237-238). Auch beim Heizen wird gespart, wenn nach der kalten Jahreszeit nur noch das Wasser im Boiler warmgehalten wird. Auf die Frage von *Maklam2* nach seinen Erfahrungen während des Wirtschaftswunders antwortet er, dass er als Jugendlicher verschiedene Konsumwellen erlebt hatte, worüber aber kaum jemand nachdachte. Das Leben war nach dem Krieg nicht ärmlich, denn es gab zu essen in der Schule. Seine ersten Schuhe waren primitiv aus Holz, und so schätzte er seine ersten richtigen Schuhe sehr hoch. Das war sicher eine harte Zeit, doch zum Spielen auf der Straße genügte ein Knäul Lumpen, das zum Ball geschnürt wurde.

Die Erlebnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit sind Zeugnis ganz selbstverständlichen Sparens mit Ressourcen. Doch diese Selbstverständlichkeit bekommt vor dem Hintergrund der Kindheits- und Jugenderinnerungen bei *Maklam3* auch einen romantischen Charakter. Denn wie es schon die Schülerin *Maklaw1* schilderte, war auch *Maklam3* damals nicht verantwortlich, sondern seine Eltern. Insofern hatte er wohl trotz Verzicht eine strenge, aber glückliche Kindheit und Jugend. Die damaligen Entbehrungen kann er heute aber klar als Mangel einordnen, der ihm aus heutiger glücklicher Sicht eher als Kuriosum erscheint. Das letztlich erzwungene Haushalten mit den Ressourcen wich den Konsummöglichkeiten, die erst rauschhaft erlebt und allmählich zum Normalzustand wurden. Das erlernte Ressourcensparen ist der Grund, wieso die Vermeidung von Vergeudung *Maklam3* ein so großes Anliegen ist. Doch erzählt er diese Geschichte bewusst im Zusammenhang mit eigenem Umweltverhalten. Insofern kann man bei *Maklam3* davon ausgehen, dass Ressourcensparen und Konsumverzicht Effekte für den Umweltschutz haben.

Weiter führt er aus, dass er seine Kindheit zwar als glücklich empfindet, seine Enkel aber heute so nicht leben sollten, weil sie es nicht verstehen würden. Sie würden sehen, dass es sich nicht lohnt, einen Lumpenball zu machen, wenn ein richtiger Ball billig zu haben ist, auch wenn sie aus Berichten und Bildern über die Zeit damals Bescheid wüssten.

Weitere Beispiele für das Haushalten sind für *Maklam3*, das er schon frühzeitig kein Geld für Plastiktüten im Laden ausgegeben hat, sondern Beutel mitbringt. Auch schaffte er sich immer Dieselautos an und keine Benziner. Denn: „Natürlich auch aus Kostengründen. Logisch.“ (552).

Das Motiv für den eigenen Beutel ist bei Maklam<sup>3</sup> wie schon bei Heizung, Wasser und Strom kein Geld für etwas Überflüssiges auszugeben. Umweltbewusstsein stellt sich bei ihm erneut als ein Effekt der Sparabsicht heraus, die wiederum aus dem Vermeiden von Verschwendung herrührt. Verschwenden bedeutet aber nicht primär das Vergeuden von Ressourcen, sondern des Geldes, welches für die Ressourcen aufgewandt werden muss. So finden sich hier erneut Hinweise dafür, dass der Umweltbezug auf finanzielle Überlegungen gründet. Das kommt bei den Plastiktüten zum Ausdruck: Die nimmt er nicht, weil sie etwas kosten. Das stellt er auch beim Kauf der Autos heraus: Sie sollen aus Kostengründen sparsam sein, weshalb er immer schon einen Diesel statt eines früher allgemein attraktiveren Benziners bevorzugte. Der Nachsatz ist darum nicht nur Ergänzung, sondern Hinweis auf den letzten Zweck, der sich grundlegend, „natürlich“ ergibt und deshalb „logisch“ ist.

Daran schließt *Maklam<sup>4</sup>* an, dass für ihn im alltäglichen Konsum Lebensmittel in Bioqualität im Vordergrund stehen. Meistens ist der Geschmack besser und er fühlt sich besser beim Essen. Das vor allem, wenn es Fleisch gibt, weil dieses aufwendig und umweltschonend hergestellt wurde. „Dann kann man eigentlich guten Gewissens gar kein Fleisch mehr essen. Außer nur ganz wenig. Deswegen gehört das auch so dazu“ (588-589). Anders als bei Maklam<sup>3</sup> richtet sich sein umweltgerechtes Haushalten auf Ernährung, welche für ihn das aktuelle Feld umweltbewussten Konsums darstellt. Auch sein Motiv ist nicht schon die Umweltverträglichkeit, sondern die ist ein Begleitumstand seiner Genussorientierung. Gutes, aber dafür weniger Fleisch hat dann eben auch zur Folge, dass man die Umwelt weniger belastet. So paart sich dann Genuss mit gutem Gewissen.

### **Defizitkonsument**

Dem Versprechen der Biolebensmittel steht *Maklam<sup>2</sup>* eher skeptisch gegenüber, weil er den Eindruck hat, dass das nicht unbedingt mit einer Bewahrung der natürlichen Ressourcen einhergeht. Wenn etwa Milch aus einem Nachbarland im Discounter steht, dann stimmt die Ökobilanz schon wegen der Entfernung nicht. Da wäre die konventionelle Milch aus der näheren Umgebung vielleicht besser. Jedoch ist die konventionelle Landwirtschaft vor Ort schädlich. Schädlich ist aber auch der Straßenbau oder überhaupt der Transport, wenn norddeutsche Krabben in Nordafrika billig verarbeitet werden, um anschließend wieder in Norddeutschland verkauft zu werden. Das ist in seinen Augen verrückt, wenn lokale Produkte kontinentale Wege zurücklegen, bis sie beim Kunden ankommen. Als Kunde hat man aber letztlich keine Chance, das genau zu wissen, weshalb nur Misstrauen bleibt. Weder Bio- noch regionale Produkte sind ihm hinreichende Orientierungsmarken, um vertrauensvoll Lebensmittel einzukaufen. Kein Kriterium gibt vollständig Auskunft oder ist widerspruchsfrei.

Zu dieser unübersichtlichen Situation trägt zusätzlich noch die Werbung bei, meint *Maklam<sup>3</sup>*. So bekommt er am Wochenende eine Zeitschrift, die bis auf wenige Seiten nur aus Werbung besteht. Alle



und so auch die Jugendlichen werden seiner Meinung nach durch Reklame beeinflusst. Das ist der Grund, weshalb man einem Jugendlichen keine alten, aber funktionierenden Sachen geben kann. Er würde in seiner Klasse ausgeschlossen, weil er nicht auf dem neuesten Stand ist. Das trifft auch auf Kleidung zu, die Markenware muss sein und darf nicht im Billigladen für wenig Geld gekauft worden sein. Die Erfahrung hat er mit seinen Enkeln gemacht.

Da widerspricht ihm die Schülerin *Malama1*. Sie kauft zwar nicht im billigsten Laden, aber doch günstige Oberteile. Die Orientierung auf Billigeres hat etwas mit der Gesellschaft, aber doch vor allem mit dem Selbstvertrauen selbst zu tun. Teure Marken braucht nur der, der keins hat. Das trifft aus ihrer Sicht vor allem auf Jungs zu.

Abermals verfiucht Maklam<sup>3</sup> seine These vom manipulierten Konsumenten. Die Werbung ist so massiv, dass die Leute und erst recht anscheinend leicht beeinflussbare Jugendliche sich nicht dagegen wehren können. Bei diesen kommt auch noch der Druck durch Gleichaltrige hinzu. Gegen dieses Pauschalurteil wehrt sich Maklawa<sup>1</sup>, mindestens soweit es ihre Geschlechtergenossinnen betrifft. Aber wieso eröffnet sie überhaupt die Geschlechterdifferenz, die zunächst dem Cliché widerspricht, um dann aber im Vorteil größerer Selbstsicherheit überzugehen. Die Schülerin Maklawa<sup>1</sup> wird als Generations- und Geschlechterexpertin akzeptiert, auch weil das Thema keine weitere Rolle spielt, was auch auf die recht ungleiche Besetzung der Gruppe zurückzuführen ist. Nebenher wird damit aber auch das Argument der umfassenden Werbemanipulation demontiert.

Teurere, dafür langlebige Kleidung ist nach Ansicht von *Maklawa1* erst im fortgeschrittenen Alter interessant. So verändere sie sich körperlich noch. Sie muss sich neue Kleidung kaufen, weil sie zum Beispiel viel schlanker als letztes Jahr ist. Besonders gute Sachen braucht man erst als Mittzwanziger, wenn man Kleidung längerfristig besitzt. Kauft sie sich im Augenblick etwas, dann höchstens für fünf Jahre. Kurzfristiges Denken ist aufgrund ihrer körperlichen Veränderungen darum eben klüger.

Zwei Gründe nennt sie, warum günstige Kleidung im kurzfristigen Zyklus vorteilhaft ist: Sie passen besser zum Träger und außerdem kann sie sich diese auch als Schülerin leisten. Dabei drückt sie auch den enormen Generationsunterschied zu den anderen Diskussionsteilnehmern aus, wenn sie die Umorientierung auf Längerfristigkeit schon auf sich als Mittzwanzigerin terminiert. Fraglich ist, inwiefern sie hier allgemeine Grenzen anspricht, die einer Orientierung auf qualitativ höhere und sozial nachhaltigere Kleidung entgegensteht.

Der Student *Maklam2* stimmt den Ansichten von Maklawa<sup>1</sup> nicht ganz zu. Jedoch muss er zugeben, dass er eine Reihe Kleidungsstücke beim Billigst-Discounter kaufte, als er extrem knapp bei Kasse war. Als er so sehr aufs Geld achten musste, war das eine schlimme Zeit. Bio-Lebensmittel konnte er sich nicht leisten. Das hat auch ihm geschadet. Heute bemüht er sich, nur Geräte zu kaufen, die dauerhaft

laufen. So ärgerte er sich sehr über einen Drucker, der nach einer Weile durch einen eingebauten Zähler abgeschaltet wurde, sodass es aussah, als würde der nicht mehr funktionieren. Er erkundigte sich im Internet und sah dort auch eine Fernsehsendung eines Qualitätskanals, in der über diesen Mechanismus berichtet wurde. Mit einem Programm konnte er den Zähler zurückstellen. Zukünftig kauft er sich aber nur noch Geräte eines anderen Herstellers. Denn es ärgert ihn, ein im Grunde funktionierendes Gerät wegen einer Abschaltautomatik wegzuworfen. Um die Kontrolle zu behalten, stellt er sich seine Computer nun selbst zusammen, kauft sich teure Komponenten, weil die länger halten, sowie einen älteren Drucker. Diese Erfahrung hat bei ihm zum Umdenken geführt.

Durch die thematische Wendung von Kleidung zum Computer, kommt *Maklam4* nochmals auf den Stromverbrauch zu sprechen. Viele schalten den Computer den ganzen Tag lang nicht aus. Bei seiner Arbeit ist das nicht zu vermeiden. Jedoch verbraucht das viel Energie. Darum achtet er darauf und freut sich über die sinnvollen Energiesparoptionen des Betriebssystems. Auch schaltet er das Display ab. Er wundert sich allerdings über die Zählautomatik des Druckers, von der *Maklam2* berichtete. Das kannte er noch nicht und fragt sich, ob es so etwas immer noch gibt. Die Frage kann *Maklam2* nicht beantworten, doch findet man im Internet Videos und weitere Informationen zu diesen und anderen Themen, wie etwa Absprachen zur Leistungsdauer von Glühlampen.

Ökologisch konformen Konsum muss man sich leisten können, bestätigt *Maklam2* mit seinen Ausführungen über seine finanziell schwierige Zeit. Wenn das Geld nicht reicht, geht es nicht anders als billig. Aus dieser Erfahrung aber hat er seine heutige grundsätzliche Einstellung gewonnen, sich nichts Billiges, sondern lieber Weniger, aber Gutes anzuschaffen. Damit kann man sich dann auch vor dem industriellen Nepp bewahren, bei dem gleich eine Haltbarkeitsgrenze eingebaut ist, mit der der Käufer letztlich betrogen wird. Das ist auch gegenüber der Umwelt frevelhaft. Darum muss man also aufpassen und sich informieren. Diese Geschichte passt zur von *Maklam3* geäußerten Vermutung des Schwindels der Industrie zur Umsatzsteigerung. Auch wenn *Maklam4* noch mit seinem Beispiel positiver Techniken gegenhält, stimmt er doch dieser Sicht am Ende zu. Dabei erscheint das Internet mindestens für die jüngere Generation die Informationsquelle schlechthin zu sein.

### **Konsumentenmacht**

Die von *Maklam2* aufgezeigte Lösung angesichts des manipulierten Druckers deutet aber auch darauf hin, dass sich die Teilnehmer der Gruppendiskussion nicht nur als unterlegene Marktteilnehmer begreifen. Anhand seiner Beobachtung, dass sehr viele herrenlose Fahrräder in seiner Stadt herumstehen, die einfach vergessen werden und irgendwann von der Stadt entsorgt werden, stellt er den verantwortungslosen Konsum heraus. Das ist verrückt, wie er findet, denn die Räder sind noch gut zu gebrauchen, wenn man sie repariert. Das machen inzwischen auch einige. Hier muss man Jüngeren beibringen, dass

man diese Sachen wieder herrichten kann. Es muss nicht alles erneut gekauft werden, denn es wird sowieso zu viel gekauft und damit die Natur ausgebeutet, „wenn ein Fahrrad dann irgendwie einen platten Reifen“ (343).

*Maklam3* fügt hinzu, dass nicht zu viel gekauft, sondern hergestellt wird. Es wird sehr viel hergestellt und dann gekauft, führt *Maklam2* nach dieser Intervention weiter aus. Denn das Kaufen von etwas „Neue[m]“ (353) verschafft ein gutes Gefühl. Viel wird davon dann weggeworfen, nur weil es nicht mehr bestens zu gebrauchen ist.

Die Schilderung der zahlreichen herrenlosen Fahrräder in der Stadt leitet eine Debatte über das Konsumieren und Produzieren ein. Einig sind sich *Maklam2* und *Maklam3*, dass hier Einschränkungen notwendig sind. Allerdings debattieren beide ein Beispiel, das sie nicht unmittelbar betreffen kann, denn es geht um das vergessene Fahrrad der anderen. So besitzt *Maklam4* keins und *Maklam3* kann keins fahren. Vorher hat *Maklaw1* gemeint, man könne in der Stadt wegen ihrer Lage nur schlecht fahren. Offensichtlich geht es weniger um das Fahrrad selbst als um die Verantwortungslosigkeit für die konsumierten Dinge. Der Neukauf ist für die meisten die erste Wahl. Die übermäßige Produktion forciert so die übermäßige Konsumtion, denn niemand muss sparen. Produktion und Konsumtion erscheinen als zwei Seiten einer Medaille der Verschwendung. Doch deutet *Maklam2* hier auch auf eine Alternative hin: die Reparatur in Eigenregie, die sogar wirtschaftlich erfolgsversprechend zu sein scheint. Nur müssten eben mehr Konsumenten davon überzeugt werden.

Die Idee, Ökobilanzen als Orientierung für die alltägliche Lebensgestaltung zu nutzen, zwingt *Maklam1* immer wieder dazu, schummeln zu müssen. Sein Ideal ist es jedoch, wenig zu verbrauchen, was er als eine Art hohen Lebensstandards versteht. Das hat nichts mit Sparen zu tun. Darüber zerbricht er sich nicht den Kopf, sondern er kauft nur sehr gute Sachen. Damit aber hat er seine persönliche Ökobilanz schon erfüllt, „wo ich im Kopf meine Umweltverträglichkeitsprüfung abgeschlossen habe“ (391). Außerdem wird nur für den aktuellen Bedarf eingeholt und nicht auf Vorrat, der dann doch im Müll landet. Auf die Weise ist das bezahlbar und keinen Gedanken mehr wert. Etwa beim Fleisch ist es so, dass dies in der Familie eher selten verzehrt wird. Jedoch ist es dann von einer besonderen Qualität. Es ist etwa doppelt so teuer wie konventionelles Fleisch. Auch hier denkt er nicht über Finanzielles nach, weil der Preis aufgrund ihres geringen Verzehr insgesamt nicht zu Buche schlägt. Er zweifelt auch nicht an die Qualitätsversprechen der Öko- und Bio-Labels an, wie es andere pauschal für Lebensmittel tun. Allerdings gilt es auch hier zu unterscheiden, welche Umweltbelastung damit einhergeht, etwa bei Obst aus Übersee oder bei Verpackungen. Unterstützen sollte man seiner Meinung nach ökologische Produkte, die aufwendig nach alten Verfahren und streng kontrolliert hergestellt werden. Die Kaufentscheidung spielt also eine Rolle: „Von daher ist es nicht egal, was man kauft“ (406).

Diese Ausführungen nehmen die anfängliche Rigorosität der alltäglichen Ökobilanzorientierung von Maklam1 etwas zurück. Dabei offenbart er aber immer noch einen hohen Reflexionsgrad. Sparen bedeutet für ihn weder Knickrigkeit noch Enthaltbarkeit, sondern nach Bedarf und von höchster Qualität zu kaufen, sodass alles Gekaufte auch verbraucht wird. Ökologische Qualitätsversprechen beinhalten für ihn auch das Versprechen zur Umweltverträglichkeit. Diesem glaubt er aber nicht in naiver Weise. Das Orientierungsproblem löst er, indem er die Produkte der Ökoverbände mit den strengsten Vorschriften bevorzugt, denn deren Produktionsweise ist auch die umweltverträglichste. Inwiefern aber kann das verantwortliche Konsumieren tatsächlich Einfluss auf die Produktion nehmen, wie es Maklam1 andeutet?

Seine Konsumententscheidungen und Verhaltensweisen hat *Maklam4* gleich zu Beginn hinsichtlich ihrer mehr oder weniger ökogerechten Art und Weise unterschieden. So ist es bei jenen schwerer, deren Umsetzung kostenintensiv ist. Beim Reparaturbedarf seines Hauses entscheidet er sich trotz des erwartbaren ökologischen Effekts dagegen, weil ihm der finanzielle Aufwand zu hoch erscheint. Doch weiß er, dass er die Maßnahme aufgrund ökologischer Erwägungen durchführen sollte. Auf das Auto kann er hingegen problemlos verzichten: „Und ich weiß nicht genau, ob es jetzt / aber ich habe das Gefühl der Hauptgrund ist, dass ich mir sage: Das steht für mich nicht im Verhältnis. Das was es kosten würde und (...) und was es mir bringen würde und was es der Umwelt bringen würde“ (592-595). Bisher konnte er sich noch nicht durchringen, bei umweltgerechten Maßnahmen viel Geld einzusetzen für die Zukunft „anderer Menschen“ (601). Er ist nicht bereit dazu, weil für seinen Alltag eigentlich alles in Ordnung ist, nur eben ist der Verbrauch an Heizmittel ein wenig höher; doch das ist verkraftbar.

Die Aufzählung von Handlungen und deren Umweltrelevanz führt bei Maklam4 zur Entdeckung ausgliederter Bereiche, wie hier die Dachsanierung mit dem Effekt einer umweltrelevanten Einsparung an Heizöl. Der entscheidende Punkt ist, dass es sich finanziell nicht lohnt. Die Überlegungen zur Entscheidung orientieren sich an Aufwand und Nutzen. Die werden jeweils in zwei Ausprägungen vorgestellt, wie sie auch in der Forschungsliteratur diskutiert werden: Der Aufwand tritt in Form von Mehrkosten und Verzicht auf. Der Nutzen kann für einen selbst und für die Umwelt zustande kommen. Für Maklam4 ist dieses Verhältnis der Ausprägungen in dieser Vierfeldertabelle klar zu bestimmen: Umweltrelevante Handlungen kommen nur zustande, wenn ein Eigennutzen realisiert werden kann. Beim Einkauf mit dem Fahrrad ist das für ihn gegeben: Er verzichtet auf das Auto und betreibt einen Mehraufwand durch das Fahrradfahren, jedoch macht ihm diese Anstrengung im Sinne des Eigennutzes Spaß, der Umweltnutzen ist dann ein willkommener, aber nicht notwendiger Effekt. Interessant aber ist, dass die nachfolgenden Generationen in der Kalkulation bezüglich der Hausreparatur auftauchen. Sie aber

bleiben Randfiguren. So sind selbst die eigenen Kinder, die in seinem Haus wohnen und ihn wahrscheinlich überleben werden, nur die Anderen, Fremden.

Anlässlich einer kurzen Diskussion zur Qualität einer günstigen skandinavischen Bekleidungskette, wirft *Maklam4* jedoch ein, dass das Kosten-Nutzen-Prinzip keine Rolle spielen sollte. Denn in Umwelthinsicht ist diese Kleiderproduktion ein Disaster. Das ist ganz klar. In Fernost wird das produziert und hält überhaupt nicht lange. Allerdings sollte man, obgleich er das auch nicht macht, sich dazu anhalten teurer zu kaufen und mehr auszugeben. Die Kleidung hält eben länger.

Da wirft *Maklam3* ein, dass es allerdings um aktuelle Kleidung und um den Konsum überhaupt geht. Deshalb ändert sich die Mode ständig. Alle „werden wir doch vergewaltigt“ (832). Frauen sind da schlechter dran als Männer, weil es bei denen nur um Form und Farben der Binder geht. Für Frauen aber kommt zu jeder Jahreszeit etwas Neues und dann hat man keine Wahl, als wieder etwas anzuschaffen, um auf dem aktuellen Stand zu sein. Das ist wegen der finanziellen Mittel nicht für alle möglich. So werden die Unterschiede größer zwischen Wohlhabenden und weniger gut Gestellten. Jene leisten sich hochpreisiges Fleisch, die anderen nutzen den Discounter.

Finanzielle Sorgen scheinen jedoch kaum das Problem zu sein, stellt *Maklam4* fest, wenn selbst an verkaufsoffenen Sonntagen die Parkplätze der Einkaufszentren überfüllt sind. Das ist ihm völlig unklar. Wo alle meinen, sie hätten nicht genug Geld, geben sie es den ganzen Tag lang aus, und zwar für Ramsch. Er sieht das auch so, dass sich die Leute hochpreisiges Bio-Fleisch nicht leisten können, weil es eben viel kostet. Jedoch viele sind der Meinung, dass sie täglich Fleisch brauchen und kaufen möglichst günstig. Das sind bei einem hohen Verbrauch jedoch ganz schlimme Produkte, die grausam hergestellt werden. Doch meint *Maklam3*, dass das dem Käufer egal sei. Das denkt auch *Maklam4*. Er versteht, dass manche Leute sparen müssen. Nicht alle können sich teure Sache leisten, sondern sind froh, etwas zu haben. Ist es aber möglich, sich anders zu verhalten, sollte man das wenigstens bedenken.

Anfangs kommt das Konsumthema wegen des Bezuges auf Kleidung noch nicht in Gang. Mit dem Hinweis, dass es um die Umweltbelange und nicht um den Preis geht, interveniert *Maklam4*, nur um anschließend doch auf die Verführung durch den Preis zu kommen. Ihm ist aber klar, dass das Billige – ob Kleidung oder Fleisch – eine schlechte Umweltbilanz hat. Wie auch *Maklam2* feststellte, meint auch *Maklam4*, dass man sich umweltkonformes Verhalten gerade beim Konsum leisten können muss. *Maklam3* erklärt sich die Fixierung der Konsumenten auf billige Produkte durch die Verführungskraft der Werbung und des Neuheits-Fetisch. Dabei hat er sich aber als derjenige präsentiert, für den der Preis eine hohe Priorität hat. Ist er also ein wissendes Opfer der Werbung, der er sehenden Auges erliegt? Wie er erkennt auch *Maklam4* einen sozialen Unterschied bei der Realisierung eines umweltkonformen Konsumstils. Doch erhöht das in seinen Augen den Druck auf die Wohlhabenderen, sich entsprechend

ihrer Verantwortung als Konsumenten bewusst zu verhalten. So erwächst aus dem finanziellen Vermögen eine Pflicht zur Umweltkonformität. Insofern dreht sich hier der LOHAS-Effekt um: Das gute Gewissen ist nicht der angenehme Zusatz beim teuren Kauf, beim Genuss, sondern zum teuren Kauf ist man aus Umweltgründen verpflichtet – der Genuss versüßt einem eventuell diese moralische Pflicht. Die Regel, die sich daraus ableiten lässt, ist die der genussorientierten Suffizienz, der letztlich jeder folgen kann: Durch Verzicht auf Verschwendung (etwa die Mäßigung beim Fleischkonsum) und sorgfältige Kaufentscheidungen erlangt man durch Pflichterfüllung ein gutes Gewissen und hohen Genuss.

Aus dem Dilemma der Abhängigkeit der Konsumenten von den Produzenten führt auch nach Meinung von *Maklam2* die Möglichkeit, sich etwas Besseres zu kaufen. Hier ist die Politik aber auch verantwortlich, den Konsumenten zu unterstützen, was manchmal auch passiert. Was bei Reparaturen von Autos möglich ist, funktioniert auch bei sehr guten, langlebigen Produkten. Darum kauft er sich so etwas „als tatsächlich öfter mal Scheiß, der schnell kaputt geht und dann man auch (.) auch das Neue kaufen muss“ (953-955). Einige Haushaltselektrogeräte repariert er selbst, wofür er sich extra Werkzeug angeschafft hat, um die Geräte öffnen zu können. Darum ist das nichts für jedermann. Selbst bei komplizierten Geräten will er zunächst mal reinsehen.

Um aber seine Haushaltsgeräte reparieren zu lassen, muss man erst mal jemanden finden, der das macht, meint *Maklam4*. In einem Einkaufszentrum in der Nähe der Stadt werden Reparaturen angenommen. Doch staunt er über die herrenlosen Geräte dort. Er hatte mal die fixe Idee sich bei einem großen Online-Versand einen LCD-Fernseher zu kaufen. Doch schickte er das Gerät bald wieder zurück, da er vom Seherlebnis nicht überzeugt war. Zusätzlich erfuhr er im Internet von technischen Problemen des Gerätetyps. Letztlich schaut die Familie weiterhin mit dem Röhrenfernseher. Dieser reicht ihnen, und das ist auch noch umweltbewusst, meint *Maklam4*. Denn er benötigt so einen großen Fernseher nicht, außerdem ist sein alter noch total in Ordnung und er muss diesen nicht wegwerfen. Es erscheint ihm nun auch verrückt, ein funktionierendes Gerät wegzuwerfen. Er erinnert sich, dass solche Apparate wie auch Plattenspieler oder Kassettengeräte früher sehr teuer waren. Darauf hat er gespart. Und nun stapeln sich diese Geräte herrenlos bei der Reparaturannahme im Einkaufszentrum, was er kurios findet. Er fragt sich dann selbst, wieso er sich bei einer Neuanschaffung, selbst wenn sie überflüssig ist, gut fühlt.

Da schlägt *Maklam3* vor, das es sich um „Geltungssucht“ (1003) handele, was *Maklam4* unumwunden zugibt, dass das auf ihn zutrifft. Doch *Maklam3* will *Maklam4* gar nicht persönlich diagnostizieren. Es ist bekannt, dass man neidisch ist auf den Nachbarn. Darauf bauen die Produzenten. Auch bei der Autoreparatur ist nicht alles zufriedenstellend, wenn man während der Garantiezeit an bestimmte Werkstätten gebunden ist. Und das setzt sich fort bei Elektrotechnik und Werkzeugen.

Erneut wird in diesem Abschnitt untermauert, dass es sich lohnt, weniger oft und dafür besser zu kaufen. Doch das ist mindestens für Maklam2 nur eine Seite. Die Politik muss für Regeln sorgen, die es lohnend macht, günstig Geräte reparieren zu lassen. Doch wartet er nicht darauf, sondern versucht sich selbst an Reparaturen, wobei ihm aber klar ist, dass dies keine verallgemeinerbare Strategie ist, sondern fachmännische Reparatur besser wären. Doch geht es weniger um die Möglichkeiten zur Reparatur, als um den Kaufanreiz des Neuen, wie Maklam4 am Beispiel seines verhinderten Fernsehkaufs schildert. Bei ihm machte erst der erlebte Gebrauch des neuen Gerätes Zweifel möglich und der Kauf ließ sich vermeiden. Durch die vorhandene Rückgaberegeln konnte er sich sparsam verhalten. Dass er sich auf diese Weise ökologiekonform verhält, bewertet er aber auch hier erst im Nachhinein. Zunächst entschied der Gebrauchswert des neuen Gerätes und sein Kosten-Nutzen-Kalkül wird hier noch bestätigt. Mit der ökologiekonformen Bewertung aber lässt sich die Entscheidung gegen den neuen und für den alten Fernseher stabilisieren. Insofern ist nicht ein Bewusstsein, das heißt die Wirksamkeit von Werten, ursächlich für die Entscheidung, sondern Entscheidungen aufgrund anderer Relevanzen (Unzufriedenheit mit der tatsächlichen Leistung) werden in umweltrelevanten Kontexten entsprechend bewertet. Können aufgrund solcher bewertenden Reflexionen weitere Bereiche auf ihre Ökologiekonformität hin thematisiert werden?

Dass sich Maklam4 seiner Anfälligkeit für Leistungsversprechen und Neuheit bezichtigt, unterstreicht ja vor allem, dass er sich selbst kein erhöhtes Umweltbewusstsein bescheinigt, er sich also moralisch nicht besser verhält. Maklam3 hingegen stilisiert sich als Opfer und externalisiert so die Umweltproblematik hin zu einer wirtschaftspolitischen Verschwörungstheorie, bei welcher Hersteller und Politik die quasi natürliche Neugier der Menschen für ihre Zwecke ausnutzen. Aus diesem Grund ist der Druckertrick von so perfider Art in seinen Augen: Man hat keine Chance sich dagegen zu wehren. Das korrespondiert aber auch mit seiner Sozialisation, bei der er das Umwelt-Thema immer als externe Vorgabe erlebte. Wie können dann bei jemandem wie ihm Bewertungsreflexionen und innovative Veränderungen von Routinen sowie deren Strukturstabilisierung stattfinden?

Auch für *Maklam1* hat Konsumverhalten mit Umweltbelangen zu tun, schon wegen der Wegwerfprodukte. Solche werden im Heimwerkerladen als namenlose Produkte an den Kassen ausgestellt. Diese billigen und kurzlebigen Geräte werden in Fernost von Kindern hergestellt. Sobald die kaputt sind, werden sie entsorgt. Doch kann man dem kaum aus dem Weg gehen, es sei denn, man ist sehr aufmerksam und verbietet sich, so etwas zu kaufen. Die Politik aber darf das nicht einfach verbieten, denn sonst würde aus der Marktwirtschaft eine Planwirtschaft, meint *Maklam3*. Man könne ja über Verbote abstimmen, findet *Maklama1*. Die Politik sollte hier Entscheidungen treffen, ähnlich wie für das hochwertige Produkt Auto, fordert *Maklam1*. Diese dürfen nämlich nicht mehr einfach abgewrackt, sondern müssen demontiert werden. Es lassen sich nicht nur umweltbelastende Unfälle wie jüngst bei einer Ab-

wrackanlage vermeiden – von dem sie berichtet, sondern das hätte auch einen Effekt auf die kapitalistische Warenproduktion. Dann kann unser Land wie schon bei der Autoabwrackung als das Erste dastehen, das entsprechende Anlagen für die ordentliche Demontage anbietet. Um aber solche Regeln zu erlassen, braucht es entsprechende Argumente.

Einen Umweltnutzen hat aber auch der Export alter Autos deutscher Hersteller nach Fernost oder Nordafrika, wo diese Autos noch sehr viel länger fahren, ergänzt *Maklam4*. Für die aktuellen Fahrzeuge erwartet er aber nicht, dass diese drei Jahrzehnte durchhalten. Wegen der Elektronik, scherzt *Maklam1*, und *Maklam3* vermutet wiederum, dass das schon so bei der Produktion angelegt sei. Doch widerspricht *Maklam4* hier vor allem *Maklam3*, weil er vermutet, dass das nur die halbe Wahrheit ist. Es wäre dumm von den Herstellern in der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung schlechte Ware anzubieten. Er ist vielmehr überzeugt, dass es möglich sein muss, politisch so gekonnt zu agieren, dass der Konsum entsprechend gestaltet werden kann. Er hat keine Ahnung, wie man das macht, da er dafür nicht ausgebildet ist, doch ist er von der Möglichkeit überzeugt.

Dem stimmt *Maklam2* zu: Es ist sicher möglich, wie sich bei der Regel zum Entsorgen von elektronischen Haushaltsgeräten zeigt, denn nun müssen die Produzenten diese zurücknehmen oder für deren Demontage sorgen. Das ist ein vernünftiges Gesetz, finde er, denn so kann man sich Repressionen sparen, indem man die Preise für alle Akteure einfach erhöht, sodass die Entsorgung schon mitbezahlt ist. Das ist auch deshalb sehr vernünftig, weil sich so die Preise für vorsätzlich als Wegwerfprodukte hergestellte Güter erhöhen. Dafür hat *Maklam4* ein Beispiel aus seinem Betrieb, wo der Umweltverantwortliche verstärkt auf die ordentliche Entsorgung des Elektromülls achtet. Hier überlegt er oft, wohin mit den Plastiktrinkflaschen: „Ich merke das bei der Arbeit auch immer / Ich denke: Mein Gott ej, mache ich mir persönlich Gedanken ob ich die Plastikflasche, in welchen Müll ich die tue“ (1101-1103). Darüber denkt aber keiner nach, wenn etwa auf Großveranstaltungen wirklich viel Plastikmüll und Verpackung anfallen. Da veranlassen nur finanzielle Regulierungen die Menschen zur Aufmerksamkeit, ist *Maklam4* sich sicher.

Alle beteiligten Diskussionsteilnehmer sind sich bei dieser Sequenz einig, dass Konsum umweltrelevant ist. Billige Produkte sind auf kurzfristigen Gebrauch ausgelegt, um entsorgt zu werden – damit eröffnet *Maklam1* das Thema. Der vorher festgestellten, natürlichen menschlichen Neugier kommt man nur durch explizite Wertorientierung bei. Dann folgt aus Werten auch Handeln. Die Werte müssen als entscheidungsrelevante Verbindlichkeiten durch die Politik über entsprechende Regulierungen durchgesetzt werden. Die Frage nach politischem Verbot oder der Aufklärung zur Verhinderung übermäßigen Konsums wird schnell auf die Herstellung von Konsens durch Abstimmung, auf die Aufklärung und suggestive Regeln geführt. Einfache Verbote kommen also als Option nicht infrage. Die Herstellung von Konsens aber wird dann gar nicht mehr diskutiert. Die Produktion langfristiger Produkte erscheint



wünschenswert aus Umweltsicht, aber selbst aus Sicht des Konsumenten ist das fraglich, wenn die veralteten Produkte anderswo genutzt werden. Die Verschwörungsthese von Maklam<sup>3</sup> aber führt zur Diskussion der politischen Regulation der Marktwirtschaft. Ausgehend von marktwirtschaftlicher Vernunft, die sich nicht auf Verabredungen zum Minderwertigen einlassen kann, müssen Regeln entworfen werden, mit denen entsprechendes Handeln erschwert oder belohnt wird. Diese Regulierungen gibt es in bestimmten Bereichen und sie haben auch die gewünschten Folgen. Die Kostenerhöhung für Umweltschädigungen schlägt Maklam<sup>1</sup> letztlich als umweltgerechte Marktregulierung vor. Das setzt dann eine kapitalistische Vernunft voraus, die an Langfristigkeit interessiert ist.

Auch für den Konsumenten sind Wege zu finden, die seinen Entscheidungen vereinfachen, findet *Maklam<sup>4</sup>*. Der Wirtschaft traut er zu, dass sie in der Lage ist, ordentliche Güter herzustellen. Zwar müssen Produzenten die gesamte Nachfragebreite mit ihren Produkten immer wieder abbilden, um am Markt präsent zu bleiben, denn anders könne sie keinen Gewinn erwirtschaften. Er ist jedoch trotz dieses Widerspruchs davon überzeugt, dass die Wirtschaft so zu gestalten ist, dass wirtschaftliche Interessen nicht zu kurz kommen. Nur weiß er nicht wie.

Auf keinen Fall will *Maklam<sup>2</sup>* für umweltschädigende Produzenten in die Pflicht genommen werden. Zunächst haben deutsche Produzenten höchste Entscheidungspriorität für ihn. Doch wird hier ohnehin kaum noch etwas hergestellt, sondern Service und Forschung betrieben. Produziert wird andernorts. Indem er also keine kurzlebigen Billigprodukte kauft, leidet die hiesige Ökonomie nicht darunter. Die Billighersteller aber soll leiden. Darüber hinaus orientiert er sich auf die gerechte Wirtschaftlichkeit, sodass beim Hersteller auch das meiste Geld bleibt.

Maklam<sup>4</sup> breitet die Produktionssituation aus, bei der sich ein Hersteller an möglichen Marktsegmenten orientiert und sich von einer antizipierten Nachfrage treiben lassen muss. Dabei muss dieser sich auch mit Billigprodukten dem möglichen Käufer bemerkbar machen. Das erachtet er als marktwirtschaftlich notwendig. Doch sieht er, dass mit dieser Vernunft kein Umweltschutz zu machen ist, weshalb er an der politischen Regulation (fast wie an ein Mantra) festhält, mit der die Marktregeln nicht außer Kraft gesetzt, sondern in eine bestimmte Richtung gelenkt werden sollen. Maklam<sup>2</sup> bringt dafür wieder die Konsumentenperspektive ein: Kaufen heißt für ihn, auch für den Hersteller Verantwortung zu übernehmen, weil der Kauf dessen Leistungen und Fehlleistungen bewertet. Im Modus der Verantwortung kann man wohl auch Konsumentenmacht thematisieren, nämlich hinsichtlich Nutzen und Schaden, den man mit seinen Entscheidungen anrichten kann. Hierbei spielen auch individuelle Entscheidungen eine Rolle.

Umweltaffine Entscheidungen im Alltag erscheinen der Schülerin Maklaw<sup>1</sup> finanziell bedingt zu sein. So überlegt sie, ob der Umweltschutz für sie später bezahlbar sein wird. Da kostet einfach al-

les viel, ob Wärme oder Nahrung. Sie überlegt, dass sie kein Fleisch isst und schlussfolgert, dass sie dafür schon mal nichts ausgeben braucht. Eher bei Kleinigkeiten ist sie auf Umweltbelange bedacht. Sie nimmt an, dass das auch so bleiben wird. Doch wenn es um große Dinge geht, dann zweifelt sie daran, dass sie das finanziell bewältigen können wird. Auch in Zukunft wird sie sich mit Umweltbelangen befassen: „Also ich glaube schon, dass ich mich damit weiter auseinandersetzen werde. Also es bleibt einem ja eigentlich auch nichts anderes übrig, nach einer Zeit. Weil, wenn das jetzt schon so ein extremes Thema ist, wie wird das dann in zehn bis zwanzig Jahren sein? Dann wird das noch mehr werden und dann muss man sich einfach damit auseinandersetzen, weil es gar nicht anders mehr geht. Vermute ich“ (1198-1202). Doch zweifelt sie, dass sie als Konsumentin etwas verändern kann. Das hält sie für „Wunschdenken“ (1208).

Da kann ihr *Maklam4* nicht zustimmen. Seiner Meinung nach kommt es gerade auf die massenhafte Nachfrage an. Die regionale Lebensmittelkette am Ort ist dafür ein gutes Beispiel. Er ist der Meinung, dass Bio-Obst aus Übersee eine Dummheit ist, das steht nicht zur Debatte. Jedoch sind Bio-Lebensmittel weniger chemisch belastet. Jeder hat die Wahl, das oder Anderes zu kaufen. Wenn viele nach solchen Lebensmitteln fragen, wird das vom Händler angeboten. Auf diese Weise sind die Bio-Lebensmittel zu einem bedeutenden Bereich geworden, der inzwischen auch „absurd[e]“ Züge (1221) trägt. Auch *Maklam3* hält das Bio-Angebot für einen Wachstumsmotor, dessen sich inzwischen auch konventionelle Supermärkte – wenn auch scheinheilig – bedienen, wie *Maklam4* hinzufügt. Doch die regionale Lebensmittelkette bietet sowohl konventionelle als auch ökologische Ware. Das begrüßt er, davon ist er ganz begeistert, wie die das unter einen Hut bringen und nicht nur ein beschränktes Angebot vorhalten, sondern günstige, konventionelle wie auch ökologische Produkte. So ein Konzept findet man auch bei einem Drogerieanbieter. Das findet er begrüßenswert, wenn man trotz der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklung so etwas hin bekommt. Solche Beispiele zeigen, dass es möglich ist, wenn man als Betreiber klug vorgeht. Denn es gibt Konsumenten, die brauchen ökologische Lebensmittel, vielleicht wegen Krankheiten oder der Kinderversorgung, das ist egal. Viele haben während des letzten Dioxinskandals die Bio-Eier leergekauft. Sonst gab es immer noch welche.

Die Frage nach der Konsumentenmacht wirft zunächst die Frage nach den Möglichkeiten als Konsument auf. Konsumieren muss man, davon geht *Maklaw1* aus. Deswegen erscheint ihr die Konsumentenrolle eher als eine machtlose, weil die verfügbaren finanziellen Mittel immer knapp sein werden. Hier entwirft sie – wohl auch mangels eigener Erfahrungen – ein hermetisches Bild. Aber da hat *Maklam4* andere Erfahrung und ist darum von der Konsumentenmacht überzeugt. Klar ist ihm, dass ökologische Angebote nicht die Welt retten. Der Konsument ist nicht von Entscheidungen enthoben. Aber wichtig ist, dass er die Wahl hat und diese treffen kann. Darum ist ihm der regionale Lebensmittelhändler so ein Vorbild. Er als Konsument wird nirgendwohin gedrängt, sondern kann sich selbst entscheiden, worauf

der Händler reagiert. Dann ändert sich etwas. Skandale sorgen hingegen nur für kurzfristige Konjunkturen.

## **Bürgerengagement**

Für den Umweltschutz sieht *Maklam1* die Politik am Zug. Als die jetzige Kanzlerin noch Umweltministerin war, wurde geplant, die Versiegelung von weiteren Flächen zu verbieten. Für Bauvorhaben sollten nur die vorhandenen Bauflächen genutzt werden. Das wäre ein wichtiger Schritt gewesen. In Deutschland ist viel Fläche mit für die Bewohner viel zu großen und ungenügend gedämmten Häusern bebaut. Deren Kinder haben, anstatt dort zu wohnen, selbst gebaut. Da sollte man im gesellschaftlichen Interesse, solche alten, technisch ungenügenden Häuser abreißen, um neue und schönere zu bauen, wenn die jetzigen Bewohner gestorben sind. Es soll also kein Druck ausgeübt werden. Jedoch wenn es hieße, nur noch bestehende Flächen können bebaut werden, änderte sich der Immobilienmarkt, da diese Flächen enorme Wertsteigerungen erführen.

Für *Maklam1* lässt sich umweltgerechtes Verhalten nur erreichen, wenn die Bedingungen dafür politisch geändert werden. Dafür führt er das Beispiel des Grundstücks- und Immobilienmarktes vor. Das hätte seiner Meinung nach einen umfassenden Effekt auf die Umwelt, und zwar hinsichtlich technischer Verträglichkeit als auch Ästhetik. Jedoch würden hier massiv Ressourcen verbraucht, um anschließend andere Ressourcen zu sparen. Auch wenn er betont, dass das für die Lebenden zwanglos erfolgen soll, so führen die so veränderten Rahmenbedingungen mindestens zu indirekten Zwängen. Für ein höheres Wohl aber würde er das für akzeptabel halten?

Die Forderungen nach Regulierung richten sich vor allem an die nationale Politik. Von der internationalen Tagung in Rio de Janeiro 1992 hat auf Nachfrage niemand etwas gehört. Da erinnert sich *Maklam3*, dass tatsächlich so eine Tagung zum Umweltschutz stattfand. Jedoch erinnert er sich nicht, worum es dabei ging. Er weiß noch, dass die USA und China das ignorierten. Nur Deutschland bildete wie immer die Speerspitze auf dem europäischen Kontinent. Den Slogan „Global denken, lokal handeln“ kennt *Maklam2*, aber dieser Weltgipfel ist ihm unbekannt. Auch die Begriffe Nachhaltigkeit und Agenda 21 sind ihm nicht geläufig. Bei Agenda denkt er eher an die SPD-Politik. Da erinnert sich *Maklam3* genauer, dass eine Tagung zum Klima stattfand oder so. *Maklam2* ergänzt, dass das in „Kyoto“ war. Das war aber nicht die erste Konferenz, meint *Maklam4*: „Aber ich hab davon nie davon wirklich, in der Praxis wirklich / Also ich hab nie das irgendwo erlebt, dass ich das Gefühl hatte: Ah, da ist jetzt das, was die dort besprochen haben, irgendwo in die Tat umgesetzt worden. Für mich sind das, diese ganzen Konferenzen, leider immer nur Konferenzen gewesen, wo geredet wurde“ (681-684). Und *Maklam3* setzt nach mit „Blablabla“ (688). So schließt *Maklam4*, dass wohl nichts dabei rausgekommen sei, was die Umwelt tatsächlich gebraucht hätte.

Diese Sequenz macht sehr deutlich, dass globale Umweltpolitik den Teilnehmern der Gruppendiskussion sehr fern ist. Nur die letzten Ereignisse werden grob erinnert. Weder Titel, Themen noch Orte werden wirklich gewusst. Die Themen dringen auch nicht wirklich ins Alltagsgeschehen ein. Das wird bedauert, aber im Grunde auch nicht anders erwartet, weshalb man sich wohl gleich gar nicht darauf einlässt. Nur *Maklam1* hat im familiären Zusammenhang von der Agenda 21 gehört. Er hat jedoch davon selbst nichts gemerkt. Beruflich hat er stattdessen mit Technikern und den Verantwortlichen auf den Leitungsebenen zu tun. Dort geht es um die Verknüpfung von Umweltschutz und Wirtschaftlichkeit. Agenda-21-Engagement hat Maklam1 selbst nie erlebt, sondern nur am Rand von der Möglichkeit erfahren. Gegenüber den im professionellen Zusammenhang erlebten Entscheidungsträgern spielen die für ihn jedoch keine Rolle.

Wichtiger als die globale Umweltpolitik und das bürgerschaftliche Engagement, erscheinen den Diskussionsteilnehmern die Maßnahmen nationaler Umweltpolitik. Doch auch hier ist *Maklam4* eher enttäuscht, wenn auf internationaler Ebene keine Verpflichtungen zu erreichen sind, so werden wichtige Maßnahmen auf nationaler Ebene nicht ergriffen, wie die Beispiele zur Baulandbegrenzung oder die Subventionierung zur Erhöhung der Energieeffizienz von Häusern zeigen. Das schlägt nicht durch, spürt er. Das Glühlampenverbot etwa erscheint *Maklam1* als ein Zeichen der Engstirnigkeit. Grundsätzliche Beschlüsse werden nicht gefasst. Stattdessen wird der Bürger im Alltag mit kleinen Maßnahmen gegängelt. Er aber tauscht jetzt nicht alle alten Glühbirnen aus. Da wendet *Maklam2* ein, dass das Pfand für Wegwerfflaschen etwas bewegt hat. Da wird man gezwungen mehr zu zahlen, nicht weniger. Das wurde vor fast zwanzig Jahren eingeführt, weil plötzlich gesehen wurde, dass die Marge der Pfandflaschen nicht erreicht wurde. Da war niemand mit einverstanden, aber jetzt machen es alle. In der Natur findet man keine Getränkebehälter mehr rumliegen. Einige werfen das weg, doch da gibt es dann andere, die das sammeln, um sich etwas zu verdienen. Auch wenn das sozial nicht in Ordnung ist, geht es doch. Als er jung war, da hat man die Büchsen gekickt, bis sie irgendwo liegen blieben. Niemand tut so etwas noch, weil die zu wertvoll sind. Und so wurde das Ziel erreicht, was er nicht erwartet hätte. Jedoch hat Maklaw1 andere Erfahrungen in der Schule. Viele leere Flaschen stehen überall herum und müssen von den Lehrern eingesammelt werden. Die Eltern bezahlen den Schülern die Flaschen, sodass sie nicht weiter darüber nachdenken. Sie hingegen muss die leeren Flaschen wieder mit nach Hause bringen, weil es sonst Ärger gibt.

Die Sinnlosigkeit politischer Maßnahmen wird von Maklam1 zunächst am Verbot der 60-Watt-Glühbirne entfaltet. Kritisiert wird, dass sich die Politik vor durchgreifenden Maßnahmen fürchtet, dafür aber immer wieder den Konsumenten mit ineffektiven Maßnahmen gängelt. Doch Maklam2 widerspricht, weil auch scheinbare kleine Maßnahmen Wirksamkeit entfalten. Der Widerstand dagegen weicht dann im Laufe der Zeit der Gewohnheit. Scheint Politik also Erziehung erfolgreich durch kleine Maßnahmen

gegenüber den Konsumenten erreichen zu können? Dem widerspricht wiederum Maklaw1. So kümmern sich die Jüngeren eben gerade nicht um die Belange der politischen Maßnahmen, weil sie keine Verantwortung übernehmen müssen. Es kommt also auf die Motivation an, die sich entgegen konkurrierender Motive mit Verantwortung durchsetzen muss – und zwar über einen längeren Zeitraum. Erst dann entfalten sich die Effekte, die die Maßnahmen nachträglich legitimieren können. Aber wären großräumige, umfassende Maßnahmen möglich?

Politische Regulierungen hält *Maklam2* gerade beim Konsum für angebracht. So überlegt man sich genau, was man machen wird, wofür man Geld ausgibt. Doch kann man an der Handlungsmacht des Einzelnen zweifeln. Man muss sich politisch engagieren, indem man zunächst Informationen einholt über die Interessensvertreter und die Gesetze für die Umwelt. Polemisch fragt Maklam2, ob jemand weiß, dass Deutschland unter konservativer Regierung beinahe eine umfassende Umweltgesetzgebung bekommen hätte. Wegen undurchsichtiger Gründe wurde das durch ein paar Bundesländer verhindert. Darum muss man sich mit der Politik befassen, das ist nützlich für jeden, und zwar nicht nur im Umweltbereich. Jeder muss sich informieren, um Schlüsse ziehen zu können. Dabei geht es nicht um Wahlen, sondern um Beteiligung etwa im Internet oder bei Initiativen wie hier in der Stadt für die Regulierung von Solardachanlagen. Nur auf diese Weise geht etwas voran, ist er überzeugt.

Dem stimmt auch *Maklam3* zu. Doch ist es so, dass jeder zuerst an sich denkt. Schon der erste Bundeskanzler wusste, dass langfristiges Denken sich nicht auszahlt. Aber Langfristigkeit sollte die Leitidee sein. Individuell steht man für die Umweltverschmutzung gerade. Politische Entscheidungen müssen Vollzeitpolitiker treffen. Doch sind die mit der Wirtschaft verbandelt, sodass es zu Interessenkonflikten kommt. Das ist auch in seiner Heimatstadt so. Das sollte es nicht geben.

Maklam2 plädiert für politisches Engagement, das über Umweltbelange hinausgeht. Umweltpolitik ist also für ihn nur ein Teil der relevanten Politik. Man muss sich damit befassen, damit man die Kräfte im jeweiligen Themenfeld richtig einschätzt. Und dann kommt es auf das Mitmachen, die politische Beteiligung an, die sich nicht nur auf Wahlpräferenzen beschränkt. In dieser umfassenden Art hat individuelles Engagement für ihn Sinn. Das bestätigt Maklam3 indirekt. Beteiligen muss man sich, denn den Politikern kann man nicht trauen. Diese folgen zu sehr anderen Interessen, die dem Allgemeinwohl eher entgegenstehen. Wenn es also kein Vertrauen in die Legislative gibt, wie kann dann diese als Adressat noch funktionieren? Schließlich führt ja aber Maklam2 vorher schon Beispiele für integre Politik und Politiker an, die aber Spielball anderer Interessen werden, also bloß nicht stark genug sind. Maklam3 aber verfolgt weiterhin sein Verschwörungsmotiv. Warum ist er als Wirtschaftswunder-Profiteur so skeptisch?

Ein Motiv, sich für Umweltbelange einzusetzen, möchte *Maklam1* am Ende der Gruppendiskussion noch nennen: Jedem steht nur ein bestimmter Abschnitt Lebenszeit zur Verfügung. Am Ende des Lebens will sich jeder dafür rechtfertigen, wofür man eigentlich steht. Jede Generation hat da bestimmte Aufgaben. Hunger war kein Problem mehr für seine Generation, auch nicht der Wiederaufbau nach dem Krieg. Die Aufgabe ist heute für seine Generation, den erreichten Zustand für die kommenden Menschen zu erhalten. In dieser Hinsicht möchte er vor sich geradestehen können. Er ist der Meinung, dass im Feld der Politik sich doch einiges getan hat. Im Parteienspektrum hat sich marginale Ökobewegung zu einem Machtfaktor entwickelt. Ziele zu stecken, lohnt sich, wenn man daran kontinuierlich arbeitet und sich nicht beirren lässt.

Engagement kann Wirksamkeit entfalten, fällt dann *Maklam4* ein: In den vergangenen Monaten fand eine Initiative statt, an der sich auch sein Betrieb mit Unterstützung der Gesundheitsversicherung beteiligte. Es ging darum mit dem Fahrrad zum Betrieb zu kommen und mitzuteilen, welche Strecke das war. Der ausgeschriebene Preis interessierte ihn nicht, sondern die Auswertung. Die beinhaltete die Umrechnung der Gesamtstrecke und den Vergleich des Kohlendioxid-Ausstoßes zwischen Auto und Fahrrad. Gewöhnlich sagt einem das nichts, wenn man sich mit den Details nicht auskennt, aber nun hat er eine konkrete Vorstellung. Er kennt die Strecke und nun weiß er, wieviel Schadstoffe er eingespart hat. Mit dem Auto gefahren, wäre nun alles in der Atmosphäre. Das ist eine interessante Information für ihn.

Politisches Engagement ist für *Maklam1* nur eine Seite der Medaille. Die politische Teilnahme enthebt einen noch nicht von individuellen Entscheidungen, die man mit sich ausmachen muss. Das begreift er als besondere Aufgabe seiner Generation. Das heißt aber auch, dass er hier ganz spezifisch auf seine Sozialisation reagiert, die von den sozial-historischen Kontexturen abgeleitet ist. Insofern ist das kein Abgrenzen, sondern primär ein Selbstbegreifen. Selbst-Verantwortung ist das entscheidende moralische Stichwort auch hinsichtlich der Umweltprobleme.

Die Bedingungen für die Annahme der Verantwortung thematisiert dann aber *Maklam4*, wenn er auf das Problem des Wissens reagiert. Gerade er ist sehr an der Konkretisierung von komplexen Sachverhalten interessiert. Kann solche Information ihn aber erreichen, dann lernt er tatsächlich viel und nachhaltig. Seine Alltagspraxen erhalten mit der nachträglichen Bewertung auch eine Aufwertung in moralischer Hinsicht. Das ist der Gewinn, nicht der ausgeschriebene Preis. Die Praktiken folgen nicht einem Umweltbewusstsein oder einem Wissen, sondern können vor einem Wertehorizont thematisiert werden. Ob diese Thematisierung der Praktiken dann weiter reicht, hängt wiederum von anderen Faktoren ab, deren Gestaltung nachdrücklich von der Politik verlangt wird.

## Die Gruppe „Fagos“

Code	Geschlecht	Alter	Ausbildungsstatus	Erwerbsstatus	Familien- und Wohnsituation
Fagom1	Männlich	28	Berufsausbildung	Angestellter	Zur Miete
Fagom2	Männlich	33	Berufsausbildung	Angestellter	1 Kind im Haushalt, zur Miete
Fagom3	Männlich	43	Hochschule	Beamter	1 Kind im Haushalt, Wohneigentum
Fagom4	Männlich	49	Berufsausbildung	Angestellter	2 Kinder im Haushalt, zur Miete
Fagowa1	Weiblich	44	Berufsausbildung	Angestellte	1 Kind im Haushalt, zur Miete
Fagowa2	Weiblich	45	Hochschule	Angestellte	Zur Miete

### Umwelt im Alltag

Umwelt spielt für *Fagom2* eine Rolle, weil er familiäre Verantwortung hat: „allein schon von mir aus als Familienvater“ (54). Das betrifft Mülltrennung und den Strom als wahrscheinlich großer Posten, „wo wir jetzt schon darauf achten auf Stromverbrauch, auf Heizungsverbrauch etc. pp.“ (56-57). Bio-Lebensmittel sind bei ihm kein Thema. Auf die Gestaltung des Alltags hat aber auch die Umweltorientierung des Arbeitgebers einen Einfluss.

Die Relevanz des Themas Umwelt wird für *Fagom2* von Belang wegen der Haushaltsführung. Das deutet auf das Lebensphasenereignis der Familien- und Haushaltsgründung hin. Welche Bedeutung aber haben dann Strom und Heizung, wenn es um Haushaltsführung geht, sind sie relevant für das Budget oder für die Umweltproblematik? Mit dem Umweltthema liegt der Bezug auf Bio-Lebensmittel nahe, obwohl das für ihn keine Bedeutung im Alltag hat. Hier drückt sich deutlich die soziale Erwünschtheit des Stimulus aus. Er erwartet jedoch eine zunehmende Bedeutung des Umweltthemas für seinen Alltag, da die Wirtschaft sich immer stärker mit dem Problem auseinandersetzt.

Mit der letzten Ansicht geht *Fagom1* nicht mit. Zwar ist Umwelt für ihn wichtig, jedoch nicht im Ganzen. Er trennt seinen Müll und achtet bei Neuanschaffungen von Elektrogeräten auf deren Verbrauchsklasse, denn seine Energieausgaben will er gering halten. Auch bemüht er sich weniger Auto zu fahren, dafür mehr zu Fuß oder mit dem ÖPNV unterwegs zu sein, vor allem bei kurzen Strecken und in der Innenstadt.

*Fagom1* vergleicht sich sofort mit seinem Vorredner. Dabei stellt er sich als jemand dar, dessen höchste Priorität nicht die Umweltprobleme sind. In bestimmten Bereichen ist sein Handeln aber darauf zu beziehen, nämlich beim Stromsparen und bei der Mülltrennung im Haushalt, aber auch beim Verzicht auf

das Auto. Er unterscheidet sich in seinen Handlungen darum kaum von seinem Vorredner, sondern lehnt dessen Prognose einer Bedeutungszunahme ab.

Auf den Verbrauch elektrischer Haushaltsgeräte bei Wasser und Strom, der jeweiligen „Energieeffizienzklasse“ (80), achtet *Fagowa1* ebenfalls. Sie trennt auch den Müll und fährt mit dem ÖPNV, was allerdings weniger komfortabel von ihrem Wohnort aus etwa beim Einkauf ist. Deshalb bildet sie mit den Nachbarn Einkaufsgemeinschaften, indem man anderen, vor allem Älteren, etwas mitbringt vom Einkaufscenter, das ohne Auto nicht zu erreichen ist. Es ärgert sie, dass es keine angemessene Einkaufsmöglichkeit vor Ort gibt und sie immer das Auto dafür nutzen muss. Jedoch liebt sie das Landleben und außerdem gibt es einen Schnellbahnanschluss.

Die von den Vorrednern vorgegebenen Themen greift *Fagowa1* auf: energiesparende Geräte, Müll, Mobilität. Darüber hinaus erwähnt sie die nachbarschaftliche Einkaufsgemeinschaft. Ihr Leben am Rande der Stadt, die längliche Idylle erscheint vor allem wegen der Mobilität ambivalent: Sie muss Auto fahren und zerstört das, weshalb sie auf dem Land lebt: die Ruhe und den entschleunigten Lebenslauf.

Wie alle Vorredner trennt auch *Fagom3* seinen Müll. Auch spart er beim Duschen Wasser, wenn er zwischendurch immer wieder abstellt und „eija so die Kleinigkeiten“ (100-101). Zurzeit sucht er einen Ökostromanbieter. Aber ehe er sich entscheidet, will er sehen, wie viel Strom die Familie nach ihrem Umzug in der neuen Wohnung verbraucht. Bei der Mobilität bemüht er sich, die Alternativen zum Auto zu nutzen. Andernfalls mietet er sich eins, denn er besitzt keins. Am neuen Wohnort aber muss er prüfen, ob er problemlos den ÖPNV nutzen kann oder ob er sich doch stärker am „Carsharing“ (111) beteiligt. Denn das Auto ist bequemer, wenn die Wege länger dauern oder große Anschaffungen getätigt werden. Dabei achtet er ebenfalls auf den Stromverbrauch der Geräte: Ist die Einsparung zu gering in Relation zum Anschaffungspreis lohnt der Neukauf nicht, findet er.

Umweltrelevanz im Alltag haben auch bei *Fagom3* wiederum die Mülltrennung, der Wasser- und Stromverbrauch und die Mobilität. Die Dinge müssen zum Preis (Aufwand) entsprechende Einsparpotenziale (Nutzen) haben. Danach kalkuliert er. Ein interessantes Detail ist, dass er kein Auto besitzt, trotz Familie und neuem Haus. Der Autoverzicht ist offensichtlich nicht prinzipiell, sondern er kommt mit den Alternativen bislang gut zurecht.

An dieser Stelle vertieft *Fagom2* die Diskussion zu den Möglichkeiten des Stromsparens durch neu angeschaffte Geräte. Gewöhnlich schaltet er alle Geräte außer dem Kühlschrank über Steckerleisten ganz ab und vermeidet den Stand-by-Modus, was auch *Fagowa1* so macht. Aber *Fagom4* macht das nicht, sondern nutzt den Stand-by-Modus. Dabei hat *Fagom2* die Erfahrung gemacht, dass man tatsächlich spart, wenn auch wenig. Jedoch befürchtet *Fagom3*, dass die Programmierung der Unterhaltungsgeräte verloh-



ren geht, wie er es schon allerdings vor zwanzig Jahren erlebt hat. Darauf erwidert *Fagom2*, dass das bei jedem Gerät gespeichert wird, wie man auch beim Stromausfall sehen kann.

*Fagom2* interveniert mit seiner Frage und setzt damit ein Thema, das vor allem die männlichen Diskussionspartner beschäftigt. Warum gerade die Männer? Weil sie für die Unterhaltungstechnik verantwortlich sind? Dabei geht es *Fagom2* aber auch um die Selbstdarstellung, als einer der sich auskennt und clever ist, was er den anderen beweisen möchte und wofür *Fagom3* eine Kontrastfolie abgibt. So kann er sich gegenüber der Gruppe herausheben. Wieso ist ihm das wichtig?

Auch *Fagom1* muss zugeben, dass es ihm zu anstrengend ist, alles immer auszuschalten. Seine vielen Geräte schaltet er in Betriebsbereitschaft. Ein Jahr hatte er kein Auto und nutzte nur den ÖPNV und das Fahrrad, was jedoch mühsam war. Darum benutzt er nun wieder das Auto. Es ist bequemer und spart Zeit: „Seit ich wieder ein Auto hab, ist man doch auch wieder irgendwie zu faul, und benutzt dann doch für alles ein Auto, weil es doch irgendwie einfacher, bequemer und auch vor allen Dingen auch zeitsparender ist“ (176-178). Das Jahr ohne Auto war kräftezehrend, weil man seine Zeit nicht gut für diverse Dinge zwischendurch oder nach der Arbeit einteilen konnte. Das ist mit dem Auto schnell erledigt und es bleibt auch noch Zeit. Auch für ihn spielt beim Neukauf der Energieverbrauch der Geräte eine große Rolle. Seinen Wasserverbrauch aber reduziert er mit Absicht nicht. Weil alle Wasser sparen kollabiert die Abwasser-Infrastruktur. Das merkt er auch beruflich, wie es aus der Kanalisation deswegen stinkt.

*Fagom1* stellt sich als jemand dar, der Stand-by und das Auto aus Bequemlichkeit und Faulheit nutzt. Indem er seine Ehrlichkeit offensiv und damit bewusst entwaffnend einsetzt, erübrigen sich Diskussionen. Doch führt er auch noch einen sachlichen Grund an: die Zeitnutzung. So genügt ihm offensichtlich doch nicht die lapidare Begründung. Hier antizipiert er wohl auch die Erwartung, dass man sich dem Umweltthema nicht mit Bequemlichkeit entziehen kann. Alles Weitere folgt den vorgegebenen Themen. Er kauft energiesparende Geräte, was auch Sinn macht beim Gebrauch der Stand-by-Funktion. Beim Wasserverbrauch aber kennt er sich besser aus als der Rest der Gruppe. Das Sparen hat negative Folgen, die er erleben kann. Um diese zu vermeiden, braucht er sich aber in seinem Handeln nicht anstrengend einschränken. So spricht aus seiner Beobachtung weniger die Verantwortung für das Gemeinwohl, als dass diese vielmehr sein Unterlassen gut begründet.

## **Umweltrelevante Initialerlebnisse**

Als junger Mensch, meint *Fagom2*, hat man keine Vorstellung von den Umweltproblemen, sondern nur Unsinn im Kopf. Man wirft einfach ein Stück Papier weg und macht ähnlichen Quatsch, der nicht gut ist für die Umwelt. Wird man älter, bemerkt man an den Kosten, dass es schwer ist, sich etwas leisten zu können und zurecht zukommen. Mit dem Alter wird man normalerweise auch reflektierter. Hat man

dann selbst Nachwuchs, versucht man das Beste für die Kinder. In seiner Heimatstadt wird überall gebaut. Aber nirgends findet man Spielplätze. Sein Nachwuchs soll nicht die Autoabgase einatmen, „sondern auch ein bisschen Natur, sag ich jetzt mal, mal ein bisschen was Schönes, was Gesundes“ (343-344). Das überlegt man sich, verändert Routinen und lebt bewusster.

Wenn *Fagom2* hier die Allgemeinheit anspricht als Beispiel, so spricht er wohl eher aus eigenen Erfahrungen. So kann man davon ausgehen, dass die Geburt seiner Kinder, ihm das Umweltthema nahe brachte. Ansonsten hat die Umweltproblematik für ihn keinerlei Bedeutung, sondern reduziert sich lediglich auf ästhetische Fragen nach Sauberkeit und Ordnung. Darauf deuten auch die Beispiele der Schädigungen von Jugendlichen hin. So wie diese belanglos sind, so hat er nie Umweltgefährdung überhaupt ernsthaft thematisiert. Umwelt erstreckt sich jetzt darüber hinaus auf ein reduziertes und so banalisiertes Naturverständnis von Grünfläche. Das schließt unmittelbar an das formulierte Erfordernis für seine Kinder an.

Als *Fagom4* jünger war, hat er durch verschiedene populäre Bücher auf niederschmetternde Weise von den Umweltproblemen erfahren. Danach hatte er wegen der Umwelt Angst und begann „umweltbewusster zu leben, vielleicht“ (357). Inzwischen hat er sich davon aber gelöst. Damals, als das Umweltthema populär wurde, wie heute der Klimawandel, waren sich wie heute die Wissenschaftler nicht einig, ob der Mensch an den Problemen Schuld ist. Doch *Fagom4* war davon überzeugt, dass der Mensch Schuld sei. Die Rede von Feedbackschleifen zeigte ihm, dass nichts zu retten sei. Heute wird es eben immer wärmer, Kühlung gibt es nicht. So hat die Welt keine Zukunft, weshalb er sich ängstigte und niedergeschlagen war. Doch er überlegte sich, dass er alles für sich realisieren wird, was möglich ist und auf das Ende hin abwarten wird: „Und ich glaube, wenn es so weiter geht, dann kann die Erde ja überhaupt nicht mehr existieren, dann hab ich mal eine Zeit lang ein bisschen Angst gehabt. Na gut, ein bisschen resigniert dann, und dann hab ich gedacht, ich tue einfach für mich, was ich kann, oder was ich will, man muss halt gucken, wie es dann ausgeht“ (371-375).

Die Auseinandersetzung mit Umweltthemen lähmte ihn geradezu. Ein „bisschen“ Angst klingt angesichts seiner Niedergeschlagenheit und Resignation eher euphemistisch. Im Grund ist er ein Pessimist, der den Ausweg in seinem Genuss ohne Morgen sucht. Doch wird er den kaum finden können, wenn er wider besseres Wissens agiert. Sein Pessimismus führt zum Fatalismus, mit dem er sich dem Thema abzuwenden versucht. Das ist eine erwartbare Reaktion. Das heißt aber auch, dass hier gerade nicht innovativ auf das Problem, die Herausforderung reagiert wird. Ist grundsätzliche Zuversicht dann aber eine Voraussetzung für Innovativität?

Im Unterschied zu den meisten Menschen ist *Fagom4* das Thema nicht gleichgültig. Abhängig vom Umfeld hat man mit Leuten zu tun, die sich mehr oder weniger für das Umweltthema interessieren. Mit

den engeren Bekannten ist er einer Meinung, doch das ist anders im beruflichen Umfeld, da ist er ganz allein. Damit muss er zurechtkommen, denn er will niemanden missionieren. Er selbst verhält sich aber entsprechend. Anders als *Fagom3* ist er bereit, mehr für Energie zu zahlen, wenn es grüner Strom ist. Auf den Einwand von *Fagom2*, das man das nicht wissen könne, antwortet er, dass es dafür rechtliche Kriterien gibt, die zu überprüfen sind. Allerdings fragt er sich, wie viel Energie Privathaushalte im Unterschied zu Produktionsunternehmen benötigen. Die nutzen den größten Teil der Energie, was er nicht beeinflussen kann, nimmt er an.

Als Fatalist fühlt sich *Fagom4* allein, obwohl seine Bekannten ihm in seiner Sicht auf das Umweltproblem zustimmen. Er ist also gar nicht allein. Doch statt sich daran zu orientieren, orientiert er sich an denjenigen, die anderer Meinung sind. So liefert er sich der Einsamkeit aus und blickt auf das halb volle Glas in pessimistischer Manier als halb leeres. Doch findet er doch zu umweltrelevanten und insofern innovativen Handlungsmöglichkeiten, wenn er sich etwa für Ökostrom entscheidet, über den er sich so informiert hat, dass er den zweifelnden *Fagom3* abwehren kann. Von hier aus aber fällt er wieder auf seine fatalistische Position zurück, indem er sein Handeln für irrelevant angesichts der übermächtigen anderen, hier der Industrie, erklärt.

Auch *Fagom1* hat auf bestimmte Anlässe hin schon etwas unternommen. Da wird ab und an gleich zu viel und zu schnell etwas gemacht. Es ist etwa bei Energie nicht so banal. So hat er einen sehr guten Bekannten, der bei einem regionalen Stromerzeuger in einer Leitungsposition arbeitet, der über diesen Zusammenhang sehr sachlich berichtet. Nachfrage, Angebot und die Leistungsfähigkeit der alternativen Energieerzeugung passen nicht zusammen. Sind die Bedingungen ungünstig, das heißt, „kein Wind ist da“ (429), brauchen bestimmte Einrichtungen trotzdem Strom, weswegen die konventionelle Stromerzeugung für die Grundlast erhalten werden muss. Doch kann man solche Werke nicht einfach an- und ausschalten, sondern die brauchen Vorlaufzeiten. Das ist also komplizierter und mit den alternativen Energien in technischer Hinsicht noch nicht regelbar, wie der Bekannte berichtete. Ungeachtet der technischen Probleme findet *Fagom1* es gut, dass der regionale Erzeuger auch alternativen Strom anbietet. Zuhause bekommt man ohnehin Strom aus dem Gesamtnetz. Der Wandel dauert noch an.

Daraufhin schildert *Fagom2* ein Beispiel, wie in der Schweiz durch nächtliches Abschalten Strom gespart wird. Im Urlaub erlebte sie, dass Geräte einfach stehen bleiben. Wenn man darüber Bescheid weiß, kann man gut damit leben. So ein Beispiel kennt *Fagom1* auch vom Flughafen, wo Abteilungen nach Plan abgestellt werden, sodass man über längere Zeit enorm einspart. Das findet er gut.

Hier gibt sich *Fagom1* als jemand zu erkennen, der eine Meinung äußert, weil er weiß, worüber er spricht. Doch artikuliert er damit das Problem der Entscheidung: Um so mehr man weiß, um so problematischer sind die Entscheidungen. Das aber stellt er als allgemeines Problem dar, das insbesondere

die Politik nicht beachtet, wenn sie zu schnell Entscheidungen fällt. Wie beim Wasser gibt es auch bei der alternativen Stromerzeugung Rebound-Effekte. Immerhin aber beginnen konventionelle Erzeuger auch mit der grünen Stromproduktion. Im langsamen Vorgehen sieht er wohl die Lösung. Die sofortige Alternative ist der Verzicht auf Strom, wie Fagowa2 darlegt. Doch muss das eben wie im Beispiel verordnet sein, was Fagom1 auch als Möglichkeit für Unternehmen kennt. Wesentlich aber ist hier der Wunsch nach klarer Regelung anstelle der unentscheidbaren Alternative, wie sie Fagom1 vorher schilderte. Andererseits aber würde ohne den (vielleicht zu schnellen und überspannten) Anfang niemand etwas tun? Immerhin erlangte er mit diesem Thema Zugang zur Umweltproblematik.

Auch Fagowa2 kann von keinem bestimmten Ereignis berichten. Sie hat vielmehr das Gefühl, das sie aufgrund der Globalisierung von allen Ereignissen betroffen ist. Deshalb ist sie auch wegen weit entfernter Ölkatastrophen oder Erdbeben besorgt. Denn die Erde ist geschrumpft. So war es auch bei dem GAU 1986. Da war das erstmalig für sie ein Thema, dass die Erde kleiner geworden ist und sie alles etwas angeht. Darum ist das Haushalten mit Wasser für sie wichtig, weil sie Knappheit im Urlaub im Süden erlebt hat. Für sie hat sich dadurch ein anderer Bezug ergeben, wenn der hier auch kaum Relevanz hat, so achtet sie das Wasser nun mehr. Sie macht sich deshalb nicht übertrieben Sorgen und kann diese realistisch einschätzen, aber sie achtet darauf und würde sich gern angemessener verhalten. Sie muss sich gegenüber der Umwelt rechtfertigen: Beim Essen kommt es ihr mehr auf Getreideprodukte und Gemüse an, Fleisch ist weniger interessant für sie. Doch bei Brot achtet und bemerkt sie auf jeden Fall den Unterschied eines Bio-Brottes. Das darf dann auch mehr kosten, solange damit ein Gewinn des Geschmackserlebnisses verbunden ist. Ebenso sind die Inhaltsstoffe, etwa Salze zu beachten und die Mittel zur Lagerfähigkeit.

Außerdem erinnert sie sich, dass ihr als Kind ein Fischer im Urlaub erzählte, dass der Fisch vom Licht an der Küste verscheucht würde. Seitdem hatte sie Probleme beim Fischessen. Das ist immer noch so, wenn sie an die Probleme der Überfischung denkt, weshalb sie es gut findet, wenn auf den Verpackungen Hinweise für schonenden oder nachhaltigen Fischfang gegeben werden und man weiß, woher er kommt. Das hat sich inzwischen auch bei den Produkten durchgesetzt, die es beim Discounter zu kaufen gibt.

Globalisierung geht für Fagowa2 mit Gefühlen der Verantwortung einher, die sich an Erlebnissen manifestieren. Alles geht sie direkt etwas an, auch wenn es weit weg ist. Großereignisse, aber auch Naturkatastrophen haben den gleichen Stellenwert. Eigenartig, dass hier die Unterscheidung zwischen menschgemachter und natürlicher Katastrophe außer Acht gelassen wird. Von hier aus ruft sie das Problem der Ernährung auf. Auch hier kommt das Muster der individuellen Betroffenheit samt Gewissenskonflikten zum Ausdruck. So werden neue Routinen in Gang gesetzt, nämlich nach Zertifikaten zu

schauen und nach Inhaltsstoffen. Dabei ist die Verantwortung gegenüber der Erde mit der Verantwortung für sich selbst verbunden. Beruhigt ist sie, wenn sie diese Aspekte beim Konsum verknüpfen kann.

## Konsum

### ***Effekt und Kontext: Wasser, Energie und Mobilität***

Zu den schon erwähnten Folgeproblemen des Wassersparens berichtet *Fagom3* von einem Beitrag im Fernsehen oder in der Zeitung – das erinnert er nicht mehr genau. Dadurch hat er von den örtlichen Problemen bei der Kanalisation erfahren. Dort sei es trocken, doch weiß er nicht mehr genau wieso. Die Stadt muss die Kanäle nun durchspülen. Dazu führt *Fagom1* wiederum seinen Bekannten an, der bei einem Strom- und Wasser-Anbieter arbeitet. Dieser erzählte ihm, dass man dort extra Abwasser für die Kanalisation bereitstellt, um diese wieder sauber zu halten. Beim Hausbau haben sie sich eine Toilettenspülung mit Sparknopf angeschafft. Daraufhin verstopften zweimal die Abwasserrohre bei ihm im Keller. Seitdem benutzen sie nur noch den normalen Spülknopf mit „Vollpower“ (221). Nun haben sie keine Probleme mehr. Die wassersparende *Fagoma2* kann nicht fassen, dass man die Kanalisation nun extra durchspülen muss.

*Fagom1* unterstreicht nochmals, dass Wassersparen auf jeden Fall kontraproduktiv ist, da man damit nicht nur nicht den beabsichtigten Effekt, sondern sogar Probleme erzeugt. Jedoch scheitert das Sparen wohl auch, weil die Infrastruktur ungeeignet ist. So hat sich die Sparpraxis nicht bewährt.

Zwar geht es *Fagom4* vor allem um den Preis, doch seit der letzten Atomkatastrophe ist das Thema grüner Strom für jeden interessant, meint er. Allerdings macht er da nicht einfach mit. Denn das Preis-Leistungs-Verhältnis will trotzdem beachtet sein, wenn es zu höheren Lasten für den Haushalt kommt. Nur wenn viele mitmachen, würde er es auch machen. Es reicht nicht, wenn Deutschland seinen Atomkraftwerke vom Netz nimmt und der westliche Nachbar es nicht tut. Klarerweise muss einer beginnen, doch müssen die Lasten dann gut verteilt werden: „Also kurzum: Jetzt hab ich viel gesprochen, es muss sich auch irgendwo immer rechnen“ (314-315). Da ist vor allem die Politik in der Verantwortung, wenn ein deutsches Unternehmen bei der Kernkrafttechnik aufhört. Er ist davon überzeugt, dass das aufgrund politischen Drucks geschehen ist. Er weiß nicht, was es bedeutet, aber denkt doch, dass das alles hochpolitisch ist.

*Fagom4* ist eher ein Schweiger, aber er hat eine klare Meinung und ist auch informiert. Die Kosten-Nutzen-Relation hat die höchste Relevanz für ihn. Darum orientiert er auf einen mindestens europaweiten Verbund gemeinsamer Maßnahmen. Die politische Dimension der Umweltthematik ist ihm dabei vollauf klar. Das aber kann er nur beobachten und nicht entscheiden. Entscheidungen trifft er, wie er nochmals bekräftigt, nach den Kosten und dem Nutzen.

Alternative Antriebskonzepte beim Auto sind den Diskussionsteilnehmern bekannt. Einmal beobachtete *Fagoma2*. Jemanden beim Gastanken, was ihr recht kompliziert erschien. Jedoch bemerkt *Fagoma1*, lässt sich das gut bewerkstelligen, auch wenn man wenig technikaffin ist. Ihr Ehemann arbeitet im Autobereich und hat zur Probe so ein Auto zuhause gehabt. Als sie dann tanken wollte, wusste sie nicht, wie das geht, doch wurde ihr von einem Tankstellenmitarbeiter geholfen. Anschließend war das ganz einfach.

Nun fällt *Fagom1* ein, dass der örtliche Stromanbieter auch elektrische Fahrräder im Angebot hat. Er hatte einmal über seinen Freund, der dort arbeitet, Gelegenheit damit zu fahren. Davon war er begeistert, denn unterwegs staunten die Leute. Ein elektrisch betriebenes Auto reicht für 300 Kilometer, dann muss es für ein paar Stunden geladen werden, was der Freund umsonst bei seiner Firma machen konnte. Da hat er überlegt, ob sich das nicht lohnt. Dabei sind Kosten von etwas weniger als zwanzigtausend Euro herausgekommen. Darum ist das letztlich zu teuer, obwohl er den Strom umsonst bekommt. Die elektrischen Räder gefallen *Fagom1*. Aber auch die sind zu teuer mit mehreren Tausend Euro, wenn er das nur für den Arbeitsweg nutzt. Allerdings, meint *Fagom2*, hat man soviel für das Auto übrig, doch nicht für ein neues Rad. *Fagom1* weiß nicht, ob sich die Kosten im Laufe zweier Jahre amortisieren. Wäre das so, könnte er sich das E-Bike vorstellen.

Alternativer Mobilitätsantriebe faszinieren *Fagom1*, doch erscheint ihm die Anschaffung zu teuer. Diese überlegt er nicht als Alternative zum Auto, sondern als zusätzliche Anschaffung, durch die er seine Autonutzung reduzieren würde und so eventuell die Kosten dafür. Ist hier keine Amortisierungsrate von zwei Jahren gegeben, dann verzichtet er. Aber warum zwei Jahre? Ist das sein allgemeiner Planungshorizont? Der Intervention wegen der komplizierten Tanktechnik von Gasfahrzeugen, was an Frauen von einer Frau ausgemacht wird, widerspricht eine Frau, die ihre Vorurteile nach einer Vorführung abgelegt hat. Aktivierung erfolgt so auch über das Erleben der Praktikabilität durch Hilfestellung. Das wäre für das Lernen ein recht aufwendiger Modus. Könnten Werbekampagnen hier eine aktive und aufklärende Rolle spielen?

## **Ernährung**

Für *Fagoma1* ist Obst außerhalb der Saison unsinnig, denn es schmeckt nicht. Ebenso findet sie die Geschichte von den bis nach Afrika zur Verarbeitung reisenden Krabben skandalös. Das alles wusste sie bisher nicht. Sie will zukünftig darauf verzichten und nur vor Ort noch so etwas essen. Überhaupt spielt bei der Auswahl der Lebensmittel auch der Transport für sie eine Rolle. Dazu kam im TV am Tag zuvor eine Sendung. Das war schockierend. Nicht immer kann man sehen, woher das Fleisch kommt, wenn der Verkäufer das nicht ausweist. Und sie fragt sich, ob es nötig ist, Fleisch aus Übersee zu kaufen. Früher hat sie sich dafür nicht interessiert, doch nun hat sie eine Möglichkeit, Fleisch aus der Regi-

on zu kaufen. Dafür gibt sie auch mal mehr Geld aus, aber da hat sie auch mehr von, weil es höhere Qualität hat - denn täglich braucht sie das ja nicht.

Diesem Qualitätsbezug stimmt *Fagom1* zu. Dadurch ist er zu einer Art Gourmet avanciert. Auf Nachfrage von *Fagowa1* führt er aus, dass er während der Arbeit oft Fastfood isst, was er nicht schlecht findet. Aber am Ende der Woche geht er mit seiner Partnerin auf dem Markt frisches Fleisch kaufen. Dadurch hat sich sein Empfinden grundlegend entwickelt, der Geschmack ist wesentlich besser, weil er begonnen hat, darauf Wert zu legen. Früher hat er nie Bio-Fleisch gekauft. Inzwischen ist er gegen fade Ernährung, wie etwa „Diätfraß“ (558) – daraus macht er sich nichts. Dabei isst er gern Fleisch und das dann aber in Bio-Qualität. Das unterscheidet sich letztlich im Geschmack. Auch das Obst aus dem Garten seiner Großmutter schmeckt wirklich: „alles so ein Selbstanbau. Und die Äpfel, ich mein, du hast auch welche mitgekriegt, die schmecken ganz anders. Also das ist echt“ (573-574).

Bei Ernährung ist für *Fagowa1* Saisonalität und noch stärker Regionalität ein Thema. Gerade Letzteres ist wohl stark angeregt durch die Sendung vom Vortag. Doch hat sie sich wohl schon vorher damit befasst, wie ihre erfolgreiche Suche nach regionalen Anbietern und der neuen Routine, des selteneren, aber qualitativ höherwertigen Fleischkonsums. *Fagom1* trägt das Argument des Qualitätsbewusstseins mit und würde dafür lieber den Konsum einschränken. Und obwohl ihm Fastfood schmeckt, bemerkt er doch einen Unterschied, auf den er Wert legt. Er hatte also ein Erlebnis, nachdem er Gewohnheiten verändert hat. Bio aber ist für ihn wohl vor allem vegetarisch, weswegen er auf seine Fleischvorliebe als Grund für sein Desinteresse an Bio hinweist. Auch andere Gruppenmitglieder sind dieser Meinung. Bio gilt hier wohl als magere Kost. Die Hinwendung zu höherwertiger Produktqualität hat mit der Öko-Idee nichts mit Umweltschutz zu tun, sondern viel mehr mit dem persönlichen Nutzen, mit dem Zuwachs an Lebensqualität.

### ***Kennzeichen, Vertrauen und Kontrolle***

Beim Einkauf entscheidet man nach Prämissen, für die man sich aber vorher Wissen aneignen muss. Beim Eierkauf, meint *Fagoma2*, kann man relativ sicher sein. Eier aus Käfighaltung kauft heute keiner mehr. Genauso kann man sich gegen die Krabben entscheiden, weil man das weiß, was da passiert. Wäre eine dreifarbige Kennzeichnung auf den Verpackungen, dann würde sie danach entscheiden, so wie das für Kneipen und Restaurants geplant ist. Auch *Fagom1* findet das sehr gut. Eine zentrale Institution sollte das zuteilen. Letztlich muss jeder kaufen und wird durch Werbung dazu angeregt, wenn man daran interessiert ist. Alle bereden im Anschluss, wie sie sich solche Kennzeichnung vorstellen.

*Fagom4* findet es schlimm, dass man die Kleidung erst einmal waschen muss, sodass die schädlichen Substanzen weg sind, um es zu tragen. Dieses Verhalten wird auch von den anderen der Gruppe bestätigt. Denn wenn man bei Billigdiscounter kauft, ist es klar. Daran dachte auch *Fagom1*. Vor kurzen war

er mit Freunden im südöstlichen Nachbarland auf einem Markt, der von Asiaten betrieben wird. Er konnte da im Gegensatz zu seinen Freunden keine Kleidung kaufen. Er hatte das Gefühl, sich eine Infektion zu holen, nicht weil es schmutzig war, sondern weil da so viele chemische Substanzen und Ähnliches drin sind. Kauft er aber zuhause im Kaufhaus Kleidung, kann er auch nicht sagen, worum es sich handelt. Er hat kein so ein schlechtes Gefühl. Erst recht wenn es solch eine Behörde gibt, die auf den Import von Waren nach bestimmten Richtlinien achtet und das auch ausweist.

Kaufentscheidungen kann man aufgrund von Wissen treffen. Darin sind sich alle einig. Doch dieses Wissen muss wohl abgerufen werden, muss anhand von Zeichen eindeutig zur Entscheidung kommen. Dafür sind die Kennzeichnungen hilfreich. Nur derjenige, der ohnehin interessiert ist, wird dies auch sehen. Erleichtert wird das aber durch plakative Kennzeichen, die sehr eindeutig sind – doch was ist dann im Fall der Ampel mit Gelb? Die Vorsicht gegenüber Kleidung kommt im Ausland zum Tragen, weil es hier keine Kontrolle gibt, der man vertrauen kann. Deutschen Behörden wird mehr vertraut. Und doch merken die Diskussionsteilnehmer als Konsumenten, dass sie bloß vertrauen, aber nicht wissen, ob und wie kontrolliert wird. Auch deshalb wäre ein Label als Ampel gut, weil so auch die Anwesenheit der Kontrolle sichtbar wird.

*Fagowa2* ist bekannt, dass es auch Labels für Kleidung gibt. Gegenüber der Vielzahl an Kennzeichen sollte es ein einziges geben, findet *Fagom1*, dafür reicht ein einfaches Symbol. Das sollte im Schulunterricht Thema sein, meint *Fagowa1*. So erfahren die Schüler nämlich, was sich hinter den Symbolen auf der Kleidung, dem Essen und Anderem verbirgt, dass man sich damit beschäftigt und erklärt, was es gibt und dass es untersucht ist. Ihr Sohn, der bald volljährig ist, interessiert sich nicht dafür. Damit befassen sie sich nicht in der Schule. Stattdessen lernen sie Unnützes, das nicht für ihre Zukunft taugt. Ihr Sohn kennt sich überhaupt nicht aus bei Ernährung etwa.

Um das Bio-Zeichen macht *Fagom2* einen Bogen, ohne sagen zu können, warum. Er vertraut dem nicht. Kauft er sich so ein Stück Fleisch für viel Geld, hat er dann das Siegel, aber weiß nicht, wie das Tier lebte und was es gefressen hat. Da nimmt er doch wohl an, was andere Tiere auch fressen. Nur stehen die einen angepflockt im Stall und die anderen eben nicht, sondern auf der Wiese, wie beim Geflügel. Er denkt, dass das Fleisch am Ende dasselbe ist.

Dieser Aussage widerspricht *Fagowa2* jedoch, weil sich die Fütterung sehr wohl unterscheidet. Es sind keine Zusatzstoffe im Futter, das Fleisch wird nicht chemisch behandelt. Das hält *Fagom2* für möglich. Beim Eierkauf aber ist er überfordert, diese nach der Art der Tierhaltung zu unterscheiden, weil die Eier alle gleich aussehen. Bei eigenen Hühnern ist das anders, wenn man die gesund auf dem Hof bei Verwandten erlebt.



Da schlägt *Fagowa2* vor, dass ein guter Geschmack ein Grund sein müsste, bessere Lebensmittel zu kaufen, wenn es schmeckt, wie es soll. Anderfalls wäre es egal, was man isst. Sie ist überzeugt, dass der Unterschied zu schmecken ist. Doch spielt das Geld eine Rolle; direkt beim Bio-Bauern zu kaufen, geht dann nicht, obwohl es besser ist. Das trifft auch für Milchprodukte zu.

Man muss sich offensichtlich genau auskennen bei den Labels, sich mit diesen also befassen. Das soll Unterrichtsstoff sein, weil die Jugendlichen so gezwungen sind, sich damit auseinanderzusetzen. So aber interessiert es sie nicht. Diese Sicht verkennt aber, dass Jugendliche zumeist keine Verantwortung für Ernährung haben, sondern die bei den Eltern liegt. Es sei denn, sie werden selbstverständlich dazu herangezogen. *Fagom2* benennt zwar keinen Grund, doch vertraut er den Bezeichnungen nicht. Im Grund hat er eine Aversion, die wahrscheinlich sozial begründet ist. Das Argument der Unterscheidungslosigkeit zieht ja nicht, wie ihn gleich *Fagowa2* berichtigt, das nämlich das Aussehen gleich sein kann, aber die Produktionsweise und die Rückstände eben nicht. Da weicht er aber auf das erlebte romantisierte Bild der Bauernwirtschaft aus. Letztlich aber nimmt ihm auch das keiner ab, wenn *Fagowa2* nochmals betont, dass der Geschmack besser ist. Jedoch bringt sie nun das Argument des Preises ein, der sie wiederum abhält, Bio-Produkte zu kaufen.

Den Bio-Lebensmitteln vertraut *Fagom3* im Grunde, wenn sie als solche gekennzeichnet sind. Dann glaubt er letztlich, dass das stimmt und das Tier mit entsprechendem Futter versorgt wurde. Doch kaufen würde er es sich nicht, weil es ihm zu viel kostet. Doch muss man immer beachten, welche Informationen auf den Produkten stehen. Hier wird getrickst, sodass man als normaler Mensch nicht weiß, was es bedeuten soll. Weil er mittlerweile mehr aufpasst, fühlt sich mehr und mehr verschaukelt. Die Anbieter lügen nicht, denn das ist verboten. Aber es wird dann vermerkt, dass das Lebensmittel frei von etwas ist, was sowieso nicht drin sein kann, dafür aber ist von einem anderen Stoff übermäßig viel drin. Oder er guckt nach, ob tatsächlich die Inhalte drin sind, auf die der Name hinweist, oder ob da nur Surrogate drin sind. Und findet er beim Essen, was er erwartete, dann prüft er trotzdem, ob er sich vielleicht nicht irrt. Letztlich glaubt er den Dingen schon, doch kann er das nicht mehr einsehen, weil auf vielfältige Art der Inhalt verschleiert wird. Bei Eiern aber ist er der Meinung, dass die gekennzeichnet sind, wie sie erzeugt wurden.

Fernsehdokumentationen zu diesem Thema hat sich *Fagom2* aus Interesse angesehen. Da wurde einmal geprüft, ob die Bezeichnungen bei den Eiern stimmen. Es wurde festgestellt, dass das nicht der Fall ist, sondern dass manche aus der billigsten und schlechtesten Produktionsart stammten. Die Hühner, welche die Eier legten, bekamen zwar Auslauf am Tag, legten die Eier aber in der Box. Genau kann er sich jedoch daran nicht mehr erinnern. Seitdem misstraut er den Deklarationen: „Irgendwas hab ich da wieder gesehen in der Reportage, deswegen bin ich halt da schon damals ein bisschen skeptisch geworden“ (1064-1065).

Fagom3 ist hin und hergerissen: Einerseits vertraut er den Informationen, andererseits aber nicht, weil er dem Sinn der Information nicht vertraut. Er befürchtet, sehenden Auges in eine Falle zu tappen. Abgesehen davon bringt er auch das Preisargument. Glaubt er den Informationen, um diese gleichzeitig zu bezweifeln, dass sie ehrlich sind? Das ist in der Tat ein schwieriger Spagat. Hinter den Informationen stehen für ihn Absichten der Verschleierung. Um die tatsächlichen Informationen zu erfassen, braucht man Wissen, das er unmöglich haben kann. Doch da hilft es schlichter zu denken, wie Fagom2 zeigt. Seine inzwischen vagen Erinnerungen genügen ihm, weiterhin den Kennzeichen nicht zu glauben, um einfach weiterhin das gleiche wie bisher zu kaufen. Argumentiert Fagom3 als vorsichtig Interessierter, so spricht Fagom2 als Ignorant.

Auf die Frage, ob es nicht zeitökonomischer sei, gleich zum Bioladen zu gehen, statt alle Deklarationen im Laden zu lesen und zu überprüfen, antwortet *Fagom4*, dass er ein schlechtes Erlebnis mit seinem Fleischer gemacht habe, dem er bis dahin vertraute. So erfuhr er, dass der sein Fleisch beim Großhändler besorgte, woraufhin die Beziehung zu ihm Schaden nahm. Auch *Fagom2* und *Fagom3* hatten ähnliche Erlebnisse mit ihrem Fleischer. *Fagom1* berichtet, dass er größere Mengen beim Großhändler für Feiern einkauft. Für sich selbst kauft er jedoch beim Fleischer, weil der Qualitätsunterschied zu schmecken ist. Und darum meint er: „Ich habe das Vertrauen noch zu dem Metzger, aber da hab ich auch einfach nur Glück bei demjenigen“ (1120-1121).

Vertrauen hat auch etwas mit der regionalen Lage zutun, meint *Fagom1*. Denn kauft man in der näheren Umgebung ein, bedeutet das auch, die Erzeuger zu unterstützen und sich dabei die Produktionsbedingungen ansehen zu können. Sie kennt solche Erzeuger in der Nähe ihres Wohnortes, die es wirklich gut machen. Die sind ihr bekannt und so kauft sie dort, doch nicht zu oft wegen des Preises, schließlich muss sie auf das Haushaltsgeld achten. Bei einem Erzeuger, zu dem sie öfter fährt, kauft sie vor allem Gemüse der Jahreszeit entsprechend. Da wartet sie immer die aktuelle Ernte ab und freut sich den Rest des Jahres darauf, so auch auf das saisonale Obst. Sie braucht kein Obst von weit her, sondern erst, wenn es reif ist. Darauf wartet sie gern. Bestimmte Sorten Obst will sie nur während der Saison. Und so meint sie: „Jetzt gibt es Kürbisse, lose Zwetschgen waren jetzt. Und das ist schon toll, wenn man, was weiß ich, einen frischen Zwetschgenkuchen hat oder so, weil ich jetzt ein Jahr keinen gegessen habe großartig. Klar kann ich irgendwo hinfahren und mir einen Tiefgefrorenen holen oder so, der ist dann irgendwo anders her, aber ich find, das hat schon was“ (1154-1158). Ausnahmen macht sie nur bei Obst und Gemüse, das hier nicht wächst.

Kontrolle und Aufmerksamkeit erfordern Zeit. Auf den Vorschlag, dann gleich eine vertrauenswürdige, weil kontrollierte Quelle für Lebensmittel aufzusuchen, wird mit einem Beispiel geantwortet, das als Äquivalent gelten soll, es aber im Grunde nicht ist: Der lokale Fleischer bietet nicht die versprochene Qualität. Jedoch scheint diese häufig bloß projiziert zu sein, weil man qua regionaler Nähe unter Gleich-

chen Vertrauen voraussetzt. Offensichtlich wird kein Unterschied zwischen dem Bio-Markt und dem nicht-zertifizierten Fleischhändler gemacht. Auch Fagom1 schließt mit seinem Beispiel da an. Das bringt das Gespräch noch weiter auf die Frage, ob es gute regionale Händler gibt. So schildert Fagowa1 ihre guten Erfahrungen mit Direktvermarktern und kommt damit auch auf andere Produkte außer Fleisch. Gegen den häufigen Kauf beim regionalen Anbieter sprechen die höheren Kosten, dafür aber die saisonal angebotenen Produkte. Letzteres steigert sogar ihre Lebensqualität, weil sie sich mit der Saison immer auch wiederkehrende Freuden bereitet.

### **Selbstversorgung**

Mit dem Motiv des saisonalen Obstkuchens liegt das Thema des Selbstmachens nahe. Außer den Großeltern weckt kaum jemand von den Diskussionsteilnehmern regelmäßig ein. Aber Fagowa1 hat zweimal zehn Gläser mit Pflaumenmus hergestellt, weil es so viele Pflaumen gab - im Backofen mit einem einfachen Rezept. Da wirft Fagom2 ein, dass er auch schon verschiedenes Kernobst eingeweckt hat. Die eingeweckten Gläser seiner Großeltern schätzt Fagom1 besonders. Doch selbst hat er noch nicht dazu gefunden, er nimmt es sich aber vor. Es sind sogar eine Menge Gläser vorhanden. Macht man Quittengelee selbst, wirft Fagowa1 ein, dann ist das zwar aufwendig, aber nicht so teuer, als wenn man es kauft.

Das wirft die Frage nach dem eigenen Gartenbau auf. Die Schwiegermutter von Fagom4 hat einen Garten, aber da macht sie nicht mehr viel, jedenfalls ist es zu wenig, um als ökologischer Anbau zu zählen. An diese Aussage schließt eine Diskussion darüber, was ökologische Anbauqualität eigentlich bedeutet, an. Die Diskussionsteilnehmer werden sich darüber einig, dass hier ohne Kunstdünger angebaut wird. Fagom4 berichtet, dass den Garten vor allem seine Frau bewirtschaftet, wofür sie viel Zeit aufwendet. Sie muss sich darum kümmern und die Ernte verarbeiten. Weil das so viel Zeit in Anspruch nimmt, denkt Fagom4, bewirtschaften die Älteren ihren Garten nicht mehr. Auf den Einwurf von Fagowa1, dass das auch anstrengend ist, beharrt Fagom4, dass das doch viel Zeit braucht. Hingegen findet Fagowa1, dass es aber auch Freude macht, wenn man beim Obstverarbeiten zusammensitzt. Fagom4 berichtet weiter, dass die Großmutter seiner Frau noch Sauerkraut machte. Die Eltern seiner Frau haben auch Wein gemacht. Doch niemand nimmt sich aufgrund der allgemeinen Beschleunigung heut noch Zeit für dafür.

Niemand kocht mehr regelmäßig ein. Einige machen das, um es auszuprobieren, andere um bei der Gelegenheit Geld zu sparen. Andere erinnern sich an ihre Großeltern. Notwendig ist es aber nicht. Der Umweltnutzen fällt niemandem ein. Was im Garten passiert, kann Fagom4 eigentlich nicht sagen, doch eben nicht viel. Denn man braucht Zeit dafür, die er nicht aufbringen will und letztlich kann er sich auch nicht vorstellen, woher er sie nehmen soll. Gartenbau ist eine mit der vorigen Generationen aussterbende Beschäftigung – und sonst wohl etwas für Frauen. Hingegen insistiert Fagowa1 auf das Un-

problematische der Gartenarbeit, die zwar anstrengt, aber auch viel Gewinn an Gemeinschaft bringt neben den eigentlichen Produkten. Auch hier kommt der Umweltaspekt gar nicht in den Blick. Nur als Bioproduktion könnte das begriffen werden, als was es für Fagom4 aber nicht gelten kann aufgrund der Größe. Bioanbau kann sich mindestens Fagom4 nur als Großproduktion vorstellen.

Neben dem Garten aber kann man in der „Natur“ (1283) selbst Obst sammeln, wirft *Fagowa2* ein. Da sind etwa einfach sagenhafte Brombeerhecken. Früher hat sie Blaubeeren gesammelt und Himbeeren und anderes mehr. Nun sieht sie, dass Leute nichts mehr sammeln, selbst wenn es ganz bequem wäre. Auch werden kaum Pilze gesammelt, anders als sie das noch von früher her kennt. Dann wundert sie sich, ob die Sachen vielleicht chemisch behandelt wurden und sie auch vorsichtiger sein müsste.

Da muss *Fagom2* sagen, dass die Eltern das zu verantworten haben. Die Mehrzahl der Leute zieht heute in die Stadt hinein, wo es so etwas nicht gibt, auch nicht am Rand der Stadt. Die alten Leute nehmen sich mehr Zeit, weil die anderen ein stressigeres Leben haben, da machen die Alten alles langsamer. Kinder müssen in die Natur gebracht werden, dazu, etwas zu probieren, dass sie Freude haben. Ansonsten können sie nichts begreifen und das wäre das Ende.

Was es gibt, muss man zeigen, meint auch *Fagowa1*. Man kann nicht mehr mit dem Auto eine natürliche Gegend erreichen: „Dass es einfach nicht mehr so ist, dass man irgendwo parkt, wo Tiere sind oder sonst was, aber nicht mehr so richtig in die Natur, Kastanienmännchen bauen oder lauter so Sachen“ (1304-1306). Das haben *Fagowa1* und *Fagom2* aber so gemacht mit ihren Kindern. Doch heute meinen Kindern, die Kühe seien lila, will *Fagowa1* wissen.

Kinder sind ein Anlass zur Besinnung, sagt *Fagom2*. Wenn Kinder kommen, ändert man seine Meinung. So er auch erst auf das Umweltthema gekommen. Der Jugend muss man das von Anfang an nahe bringen. Aber wie kann man das glaubhaft, wenn man nicht an die Relevanz des Umweltthemas glaubt, sondern skeptisch ist oder sparsam? Auf diese Frage antwortet *Fagom2*, das man das gerade kann, wenn man skeptisch und sparsam ist.

Mit Blick in die Vergangenheit thematisiert *Fagowa2* eine allgemeine Naturferne, die sie nicht versteht. Daraufhin bring *Fagom2* das neue Thema Erziehung im Sinne der Verantwortung der Eltern ein, worauf *Fagowa1* und *Fagom2* sich gegenseitig bestätigen, es auch genauso gehandhabt zu haben, also authentisch zu sein. Naturerleben besteht für *Fagom2* vor allem im Erleben der Nicht-Stadt. Das scheint ihm echt, sodass er seine Skepsis ablegen kann und es kostet auch nur wenig. Umwelt reduziert sich damit auf das Erleben von Land, Wald und freien Tieren. Der Bezug zur Umwelt wirkt so eher passiv, als ein Rückzug von der modernen Welt. Was man dafür braucht, ist nur eben Zeit.

## Werte, Kosten und Politik

Die Art des Handelns ist implizit und explizit von Werten bestimmt, an deren Geltung man glaubt. Die Nutzung natürlicher Ressourcen im Alltag ist davon ebenfalls geprägt. Wegen der Folgeprobleme des Wassersparens für die städtische Infrastruktur erläutert *Fagowa2*, dass sie das Problem der Wasserknappheit in ihrem Urlaub erlebt hat. Darum begann sie ihre Routinen zu verändern, was ihr aber nicht leicht fällt. Ab und an fällt ihr ein, bei der Hygiene Wasser zu sparen, etwa immer den Wasserhahn zu schließen, auch wenn man das laufende Wasser so sehr mag. Da muss sie sich zusammennehmen. Das macht sie, weil sie das als sinnvoll verstanden hat, da muss ihr niemand mehr etwas erzählen. Auch der Verzicht auf das Auto in der Stadt wäre kein Problem. Doch will sie da nicht die Erste sein, genauso wenig bei Fahrzeugen mit Strom, wenn die meisten das nicht auch machen. Es geht gar nicht darum, ihr gute Gründe beizubringen. Doch gibt es einen Widerstand gegen die Veränderung der Routinen. Das macht es schwierig und langwierig, statt des herkömmlichen Autos eines mit E-Motor zu kaufen, obwohl sie weiß, dass es ein Beitrag für die Umwelt wäre.

Argumente für ein umweltaffines Handeln braucht *Fagowa2* nicht mehr. Intellektuell ist sie von der Notwendigkeit überzeugt. Doch kann sie nicht alltäglich danach handeln, weil sie dabei auf das Beharrungsvermögen ihrer Gewohnheiten stößt. Für die Überwindung dieser Barrieren wünscht sie sich Motivation von außen, einen Zugzwang durch die Gemeinschaft. Dabei geht es auch um die Gewissheit, im Einklang mit Anderen richtig und zukunftsweisend zu handeln und sich nicht bloß aufzureiben. Geht es auch um das Erleben eines Effektes, des Erfolges?

Umweltinitiativen der Produzenten und Händler findet *Fagom2* ambivalent, weil man nicht sagen kann, ob das nicht nur ein Trick ist, mit dem bloß zusätzlich Image-Werbung gemacht wird. Den dafür geprägten Begriff des „Greenwashing“ kennen die Diskussionsteilnehmer nicht. Doch *Fagom4* versteht das so, dass die Absicht zum umweltaffinen Handeln zwar vorhanden, aber der finanzielle Aufwand zu groß ist. Dann ist es das alles nur für die Fassade.

Wie beim Wassersparen aber hat auch die Energiewende ihre Tücken, führt *Fagom4* weiter aus. Das EEG, „also die neue Verordnung“ (660) stellt eine Belastung für kleine Betriebe dar, sodass die wegen der Kosten dann Mitarbeiter entlassen. Wie der Kostenfaktor gute Vorsätze behindert, zeigen auch die Folgen der Tankschiffskatastrophe vor einigen Jahren, als die „Exxon Valdez“ (666) auf Grund lief. Das ernüchtert ihn wegen der Resultate, denn immer noch fahren zahlreiche Tanker mit nur einer Hülle über die Meere. Die langfristigen Sorgen darum, was bei der nächsten Havarie passiert, werden ausgeblendet, denn alle sehen doch nur auf die Kosten. Wirtschaftliche Aspekte haben am Ende die Oberhand, meint *Fagom4*. Macht man sich Gedanken darum und hat gute Absichten, „ein Bewusstsein aufgrund von Ereignissen [...], möchte [der Bürger vielleicht] irgendwie was tun und ist dann doch ent-

täuscht, weil er sieht, wie in der Summe passiert dann irgendwie nichts“ (682-684). Und *Fagowa2* ergänzt diese pessimistische Sicht, wenn sie davon berichtet, dass die Tankstellen bei der Einführung des E10-Kraftstoffes einen Rückzieher machen und wieder den alten Kraftstoff anbieten.

Wie zuvor zeigt sich *Fagom4* als reflektierter, aber auch frustrierter Zeitgenosse. Wie *Fagom2* vermutet er die Dominanz wirtschaftlicher Rationalität. Das ist seiner Meinung die Grenze des ökologischen Umbaus, sowohl bei der Energie als auch bei der Katastrophenvermeidung. Immer erwartet er, etwas selbst machen zu können und dafür ein geeignetes Umfeld in der Politik zu finden, nur um wieder enttäuscht zu werden. Trotz seiner Resignation aber wird er immer wieder auf die Probleme geworfen, die ihn nicht in Ruhe lassen. Die sich daraus ergebende Frustration scheint auch *Fagowa2* zu kennen.

Die Bemühungen um eine globale Umweltpolitik sind *Fagowa1* kaum bekannt. Sie erinnert sich an den Klimagipfel von Kyoto, doch Rio ist ihr unbekannt. *Fagom4* fragt drauf den Interviewer nach dem Sinne des von ihm genannten Mottos „Global denken, lokal handeln“. Nach der Erklärung meint *Fagom4*, dass sich die Hoffnung letztlich nicht erfüllt, wenn zwar viel unternommen wird, aber bestimmte wichtige Staaten nicht dabei sind. Sein Unternehmen eröffnete einen Betrieb in Fernost mit fünfzig Leuten. Man sucht das Weite vor den Gesetzen hier, weil man anderswo günstiger produzieren kann. Das lässt ihn dann doch verzweifeln am allgemeinen Trend. Die Haushaltstechnik wird komplett dort hergestellt. Wollte man etwas ändern, müsste man zuerst darauf verzichten, denn dort wird die Umwelt verschmutzt ohne Ende, sodass in der Natur kein Leben mehr möglich ist. Da wendet *Fagowa2* ein, dass man als Käufer es jedoch in der Hand hat, etwas anderes zu kaufen und so etwas zu ändern. Wenn alle etwas gemeinsam unternehmen, stimmt *Fagom4* da *Fagowa2* zu. Aus artikulierter Unkenntnis globaler Politikanstrengungen geht die Diskussion zur Frustration über die globale Entwicklung über zu einem Appell an gemeinsame Aktionen. Das Beispiel von *Fagom4* zeigt aber auch, woher seine Frustration kommt: seine Machtlosigkeit, der er fatalistisch nachgibt, aber andererseits doch nicht aufhören kann, sich Gedanken zu machen. Da ist der Appell an ein gemeinsames Handeln eine Erlösung.

Kann dann individueller Umweltschutz sinnvoll sein? Gibt es andere Möglichkeiten als Verzicht und sparsamer Ressourcenumgang? Da meint *Fagom4*, dass Sparen und Umweltschutz sich nicht voneinander trennen lassen. Kann man sich wenig leisten, dann spart man damit auch Ressourcen ein. Auch wenn das nicht gerecht wäre, aber *Fagom4* ist fest überzeugt, dass eine Verteuerung ein möglicher Weg wäre, den Verbrauch zu verringern.

Da meint *Fagom3*, dass er beim sparsamen Wasserverbrauch nicht ans Geld denkt, denn es kostet sehr wenig. Vielmehr geht es ihm um den geringen Verbrauch. Jedoch spielt beim Sprit und anderen Dingen der Preis eine entscheidende Rolle. Vor längerer Zeit, erinnert er sich, gab es Pläne zur Einführung einer Ökosteuer. Damit sollte umweltaffines Handeln honoriert, umweltschädigendes Handeln aber be-

straft werden. Davon hört man nun nichts mehr. Ersteres sollte bevorteilt und Letzteres mittels der Steuer benachteiligt werden. Als Folge nahm er an, müssen diejenigen, die lieber Auto fahren, eben mehr ausgeben, wofür alternative Transportmittel allerdings günstiger werden. Auf diese Weise kann man Menschen zum Umsteigen auf die Bahn motivieren. Doch das scheint im Sande verlaufen zu sein. Bahnfahren kostet sogar mehr, wirft *Fagom2* ein. Vor der Währungsumstellung rechnete er mit einem größeren Steuergewinn. Doch ist der Treibstoff immer noch zu günstig, wenn auch alle das Gegenteil behaupten. Denn die meisten fahren wie vorher, ohne sich einzuschränken und darüber nachzudenken. Also ist es noch zu günstig.

Auf die Frage hin, ob die Ökosteuer aber nicht auch ungerecht sei, antwortet *Fagoma2*, dass man sie sich leisten können muss. Das findet aber *Fagom3* heute schon so in allen Belangen bei Ernährung oder Strom, überall vor. Wenn es darum geht, bevorzugtes Handeln zu fördern, stimmt *Fagoma2* der Idee steuerlicher Förderung aber zu. So wie es die Krankenversicherungen mit der Kostenrückerstattung machen wollten. Das erscheint ihr als gute Lösung, wenn man solches Verhalten honoriert, denn allein kann man das für sich nicht realisieren. Es wäre begrüßenswert, wenn das so funktionieren würde.

Einschränkungen bei der Ressourcennutzung entlasten auch den Geldbeutel. Wer ohnehin wenig hat, verbraucht aber auch weniger, lautet die Ausgangsthese, die *Fagom3* formuliert. Die sich daran entspannende Diskussion um Anreize für das Sparen erkennt im hohen Preis und einer Ökosteuer ein begrüßenswertes Mittel für das Belohnen und Strafen. Es geht also gar nicht um Wissen und Überzeugungen, sondern um den Anreiz für ökonomische Rationalität. Die damit einhergehende Ungerechtigkeit wird als hinnehmbar für das Ergebnis betrachtet.

Infolge dieser Diskussion entspannt sich eine Debatte um den Nutzen teurer Kommunikationstechnik für die Jugend. So meint *Fagoma1*, ihr Sohn wollte immer das Beste haben, obwohl ihr altes auch ausreicht. Die Kinder, weiß *Fagom1* zu berichten, spielen letztlich nur blödsinnigerweise damit herum, was ihn auch nervt. Auch er hat so ein teures Telefon, aber nicht ein Spiel ist darauf, außer eins für seine Partnerin. Doch ansonsten setzt er es beruflich ein und auch privat, sodass er es am Ende auch auslastet. Kinder brauchen das nicht, darin sind sich beide einig. Doch da widerspricht *Fagom4*, weil er beobachtet hat, dass die Jugend so ihre Kontakte unterhält. Das ist anders als zu Zeiten der heutigen Erwachsenen. Es gibt auch bei ihm in der Familie dazu Auseinandersetzungen. Doch, meint *Fagoma1*, braucht man für die Kontaktpflege nicht das Beste, denn das ist sehr teuer und letztlich müssen es die Eltern bezahlen. Aber *Fagom4* meint auch, Taschengeldoptionen zum Kauf teurer Telefone erlebt zu haben. Nun wirft *Fagom2* ein, dass sein Telefon einige Funktionen hat, die er als ausreichend für den Beruf einschätzt. Er braucht kein Touchdisplay oder Internet und keine Programme. Und die Jugend braucht das auch nicht zum Telefonieren. Als er jung war, ging er nach Hause und verabredete sich per Festnetz. Bei unvorhergesehenen Dingen ist das mobile Telefon gut, weshalb seine Tochter auch ein

Telefon bekommen wird, damit er sie anrufen kann und sie die Familie. Aber sie soll sich nicht wie andere Kinder allein noch damit befassen. Deshalb reicht ein einfaches Telefon. *Fagom1* kann die Erfahrungen von *Fagom4* gut nachvollziehen. Bei einer freiwilligen Feuerwehr, die *Fagom4* kennt, wurden Telefone deshalb sogar verboten, was letztlich von allen begrüßt wurde. Aber überhaupt geben die Jungen viel Geld für unsinnige Sachen aus, was man auch bei Berichten über Verschuldung hört. Aber so sind die Jungen, nimmt er an.

Es geht hier nicht um die Frageintension, nach der Verantwortung der Naturausbeutung durch das Konsumverhalten. Es geht um die Anspruchshaltung der Jugend gegenüber der Einschränkung, die sich Erwachsene auferlegen. Aufwand kann man für die Arbeit betreiben, das ist ein erlaubter Grund. Da Kinder und Jugendliche noch nicht arbeiten, spielen sie verschwenderisch mit der Technik. Einzig *Fagom4* meint, dass die Geräte Kommunikationsmittel der heutigen Zeit sind. *Fagom2* stellt dar, dass es dann aber um die Kommunikation geht, die mit Grundfunktionen des Telefons zu erledigen ist. Die Technik und der Neuheitszyklus machen süchtig. Das bemerken sogar die Jugendlichen in bestimmten Kontexten, wo sie sich auf anderes konzentrieren. Sinn muss sich also gesellschaftlich bestimmen und weg vom materiellen Fetisch etabliert werden. Geht damit verantwortungsvoller Konsum einher?

Auf die Frage, wie man globale Umweltprobleme lösen kann, meint *Fagom4*, diese lassen sich nur als Wirtschaftsprobleme begreifen und diese wiederum über den Geldmarkt, den Wert von Firmen und Anteilsmärkte zu regulieren. Nur darüber kann man etwas erreichen, ist er sich sicher. Die Firmen müssen für die Anteilseigner verdienen. So kommen immer schneller Neuerungen überall heraus. Ein Limit können da nur die Hersteller setzen, wenn zu viel auf dem Markt ist.

Doch dann beginnt er wiederum von der Abhängigkeit der Jugend vom Mobiltelefon bei der Pflege ihrer sozialen Netze zu berichten. An die Diskussion um die Telefonnutzung schließt *Fagom2* an, dass man offensiv über unterschiedliche Wertepräferenzen verhandeln muss. Die Eltern müssen dazu verpflichtet werden, sich damit auseinanderzusetzen. Es geht dann nicht einfach ums Verbieten, sondern ums Erklären. *Fagom4* weiß aber, dass man Werte vermittelt, aber dass die von den Jungen durch andere Bezüge ebenfalls bewertet werden. Das ist zu akzeptieren, denn die eigentliche Ursache ist nicht zu beheben, weil man nur bestimmte Dinge kaufen kann und so in den Absichten eingeschränkt ist. *Fagom2* schlägt vor, die Produktion von neuen Produkten zu verlangsamen und zu verringern. Und *Fagom1* meint, die Menschen müssten umgewöhnt werden, das auch ältere Geräte gute Arbeit leisten können. Man muss als Eltern auf die Kinder entsprechenden Einfluss nehmen, meint auch *Fagom1*, was ihr bei ihrem Sohn aufgrund von Internetmobbing gelang. So lernte dieser, eine gewisse Distanz zum Internetgeschehen zu wahren, und sich auch wieder der wichtigen Kompetenz des Miteinanderredens zu bedienen. Aber man muss sich auch hinreichend mit der Technik auskennen, schließt sie.



Die direkte Relevanz zum Umweltthema hält nicht das Interesse der Gruppenteilnehmer. Hier klingt die Forderung nach Produktionsbeschränkung an. Doch unterstützt die Industrie ja im Gegenteil nicht die Einschränkung, sondern die Extension, die die Leute und die Jugend entsprechend konditionieren. Schnell kippt die Diskussion wieder auf die Wertedebatte und die Frage, inwiefern man Werte vermitteln kann. Aus Sicht ihrer Generation konnte mit Belohnen und Strafen etwas bewirkt werden, aber bei den Jungen funktioniert vieles anders. Das muss man erst einsehen und dann wie Fagom4 wieder bemerkt, erkennen, dass es Grenzen der Einflussnahme gibt. Fagowa1 teilt das prinzipiell, aber meint einen Weg gefunden zu haben, wie man das eine mit dem anderen vermitteln kann, indem das eine unter Beobachtung in Maßen zulässt und das andere – die eigenen Werte – einfordert. Das meint auch die kinderlose Fagowa2, die eine Pflicht im Kant'schen Sinne zur Wertevermittlung ausruft.

Bei der Vermittlung von Wertefragen, insbesondere hinsichtlich der Umweltproblematik, sollte „der Staat“ (1781), wie Fagom1 meint, mit Ratschlägen die Leute unterstützen, damit die wissen, was hinsichtlich der Umwelt gutes Verhalten ist. Und Fagowa1 setzt nach, dass dieser einem sagt, was eine richtige Entscheidung ist. Da setzt Fagom3 eher auf NGOs, wie Greenpeace, die den FCKW-freien Kühlschrank durchsetzten. Er wünscht sich eine Übersicht über empfehlenswerte Güter. Guckt er sich die Publikation von Greenpeace an, dann kauft er die dort beworbenen Sachen, weil die das gut finden. So etwas sollte man auf der Internet-Seite des UBA finden, wo einem Produkte empfohlen werden, die man am besten gleich noch bestellen können müsste. Das machen Greenpeace und andere so. Aber so eine Broschüre mit Kaufempfehlungen, wie sie ihm vorschwebt, gibt es nicht. Fagom1 schlägt vor, dass die Zusammenhänge auch anschaulich mit Bildern und als Reportagen erklärt werden müssen, damit er das besser versteht. Auf der UBA-Seite aber fand er nur Text vor. Da begreift er wenig.

Zur Durchsetzung umweltverträglicher Geräte ergänzt Fagom4, dass bei aller Zustimmung Förderung nicht ausbleiben dürfte. Er glaubt nicht, dass jemand für viel mehr Geld ein umweltverträgliches Gerät kaufen würde, da wären die Absatzzahlen zu niedrig. Dafür bräuchte man einen Ansubser. Das versteht Fagom3 als staatliche Vergünstigungen für den Start, bis der Abverkauf von selbst läuft. Wenn Fagom4 zum Beispiel an ökogerechte Energie denkt, gibt es einen regionalen Anbieter. Wägt er die jährlichen Kosten ab, hat er keinen Grund zu denen zu wechseln. Würde das aber gefördert durch den Staat, dann wäre er sofort bereit zum Wechsel. Im Vergleich zum konventionellen Anbieter ist der Ökoanbieter 5 bis 6 Cent teurer für eine kWh. Wäre der Unterschied nur die Hälfte davon, würde er sich überreden lassen. Da wirft Fagom3 aber ein, dass die ökologische Energie ihn 15 Euro mehr im Monat kosten würde. Er wird diesen Wechsel machen, weil es ihm das wert ist. Ohne Subventionen werden sich auch E-Autos nicht durchsetzen, ist er überzeugt. Die Kennzeichnung der Produkte als ökogerecht wäre nach Meinung Fagom1 sehr aufwendig. Im Grunde müsste jedes Teil beurteilt werden, nicht nur das zusammengesetzte Gerät, was wohl energieschonend passieren würde, sondern auch die Teile, die in

Fernost ohne Auflagen und Rücksichten produziert werden. Die Beurteilung müsste sich von Anfang bis Ende erstrecken.

Da berichtet *Fagoma2* noch von Leuten, die sich gegen die üblichen Gepflogenheiten des Kaufens entscheiden. Die erscheinen ihr außergewöhnlich, denn die haben entschieden, dass es genug gibt, und kaufen Gebrauchtes. Dabei sehen sie nicht heruntergekommen aus. Das machen sie aus Überzeugung. Da würde sie mitmachen, aber überwindet sich nicht, obwohl sie weiß, dass so billig, wie sie Neuware kauft, kein Kleidungsstück hergestellt werden kann. Über Schnäppchen freut sie sich auch. Doch da wird ihr von den Bekannten gesagt, dass sie nicht wie die anderen kaufen muss, sondern dass es alles auch gut gebraucht gibt. Letztlich aber kann sie entscheiden, ob sie Billiges und Schlechtes aus Fernost kauft oder nicht.

Die Aufgabe des Staates wird hier darin gesehen, klare Orientierung zu schaffen. Am Beispiel der Propagierung des FCKW-freien Kühlschranks durch Greenpeace wird das verdeutlicht. So sollte auch der Staat funktionieren. Ebenfalls sollte der Staat im Sinne des zuvor besprochenen Strafens und Belohnens finanzielle Unterstützung über Subventionen und Steuererleichterungen oder Steuerbelastungen betreiben. Der Staat soll fürsorglich agieren und so ein paternalistischer sein. Zwar gibt es zu all dem Konsumdruck die Alternative der Verweigerung, die offensichtlich möglich ist, aber dazu ist auch *Fagowa2* nicht bereit. Stattdessen setzt sie auf ihre zwar beschränkte, doch souveräne Entscheidungsmacht als Käuferin.

### **Die Gruppe „Begos“**

Code	Geschlecht	Alter	Ausbildungsstatus	Erwerbsstatus	Haushaltssituation
Begom1	Männlich	43	Hochschule	Angestellter	2 Kinder im Haushalt, Wohneigentum
Begom2	Männlich	27	Im Studium	Student	1 Kind im Haushalt, zur Miete
Begom3	Männlich	78	Hochschule	Rente	Wohneigentum
Begowa1	Weiblich	70	Berufsausbildung	Rente	Zur Miete
Begowa2	Weiblich	42	Berufsausbildung	Arbeitssuchend	1 Kind im Haushalt, zur Miete
Begowa3	Weiblich	28	Im Studium	Studentin	Zur Miete (WG)

### **Umwelt im Alltag**

Auf Umweltbelange achtet *Begom1* im Alltag immer dann, wenn diese nicht schwer umzusetzen sind. So ist er Mitglied in einem Bio-Laden, was seine Entscheidungen beim Lebensmitteleinkauf

vereinfacht und er so „auf gar keine anderen Gedanken kommen“ (24) kann. Er würde gern im Alltag öfter den ÖPNV nutzen, doch erscheint ihm das vor allem bei der Bewältigung von Wegen mit Kindern weniger komfortabel und praktisch im Vergleich zur Autonutzung. Für seine individuell geplanten Urlaubsreisen überlegt er sich jedoch nie, ob das Verkehrsmittel umweltverträglich ist. Er vermutet außerdem, dass Individualreisen umweltschädlicher sind als Massentourismus. Letztlich ist ihm beim Urlaub die individuelle Gestaltung wichtiger als die Umwelt.

In den verschiedenen Alltagsbereichen, die teilweise durch Familienaufgaben strukturiert werden, hat der Umweltbezug für Begom1 eine unterschiedliche Relevanz. Bei Lebensmittel achtet er darauf, aber in anderen wertet er Komfort, Praktikabilität oder Individualität höher. Erst die Fragestellung der Gruppendiskussion lässt ihn Umweltbelange reflektieren. Doch scheint sein Umweltbezug beim Lebensmittelkonsum unsicher zu sein, wenn er sich zusätzlich an diese Entscheidung durch seine Ladenmitgliedschaft bindet.

Das Thema aufnehmend, berichtet die arbeitslose *Begowa2*, dass sie zwar schon einmal als Pauschaltouristin ihren Urlaub verbrachte, gewöhnlich aber zuhause bleibt. Das scheint ihr eine umweltschonende Art des Urlaubs zu sein, den sie aber eher „notgedrungen“ (47) so gestaltet, da ihr die finanziellen Mittel fehlen und sie darüber hinaus Flugangst hat. Urlaub, das heißt für sie, den Sommer mit der Familie im eigenen Kleingarten verbringen. Daran schätzt sie vor allem, dass sie die Ergebnisse ihrer Arbeit unmittelbar genießen kann. Auch ist sie schnell wieder zu Hause. Insgesamt meint sie eher umweltbewusst zu leben, weil sie wegen der Geldknappheit möglichst beim Strom spart. Im Supermarkt, wo es auch Bio-Produkte gibt, kauft sie meistens ein, meidet aber Fertigprodukte. Stattdessen kocht sie überwiegend vor allem saisonale Produkte selbst.

So erscheint bei *Begowa2* der Umweltbezug stärker als Begleiterscheinung oder Zusatzgewinn neben den eigentlichen Gründen und Zwängen für ihre Handlungen. Vor allem finanzielle Zwänge bestimmen ihr Handeln. Aus dieser Not macht sie eine Tugend, wenn sie ihren Garten als Urlaubsort schätzt. Gerade der Arbeitsaspekt macht den eigentlichen Wert des Gartens aus, was aus der prekären Anerkennungssituation aufgrund ihrer Arbeitslosigkeit resultieren kann. Doch gibt es dafür keine weiteren Hinweise. Das Selbstmachen und ihre Ablehnung von Fertigprodukten sowie das Energiesparen schätzt sie als umweltrelevant ein.

Beim Thema Mobilität setzt der Student *Begom2* mit seinem Bericht an. Er nutzt nur den ÖPNV, denn absichtlich besitzt er keinen Führerschein. Auch spart er Strom und Wasser, doch das vor allem, um die Ausgaben zu reduzieren. Bei der Müllvermeidung und -trennung aber hat er „spezielle Pingeligkeiten“ (72). So verwendet er keine Plastiktüten, trennt Glas sortenrein und verzichtet auf unnötige Verpackung, weil er hier um den unterschiedlich hohen Produktionsaufwand weiß. Einerseits entscheidet sich

Begom2 bewusst für umweltschonende Alltagspraktiken, wie bei seiner Mobilität. Doch wird sein Handeln auch vom Sparmotiv geleitet. Im Praxisfeld Einkaufen kommt sein Umweltbezug nur durch seine Vermeidung von Verpackung zum Ausdruck, wobei er diese dezidiert mit Wissen begründet.

Biografisch beginnt der noch arbeitende Rentner *Begom3* seinen Bericht. So wuchs er während einer „Zeit des Mangels“ (81) auf. Weil es „nichts gab“ (82), mussten sie sparen. Diese Erfahrung, meint er, „steckt tief in mir drin“ (82) und hat ihn mehr geprägt als ein „modernes Umweltbewusstsein“ (84/5). Dieses kam erst später als Ergänzung hinzu, vor allem durch das Erleben der Ölkrise und des Berichts des Club of Rome. Dadurch wurden ihm die „Grenzen“ (98) klar, wenn er das Buch auch nicht wirklich verstanden habe. Wollte er das, müsste er sich wohl mehr darum bemühen. Im Alltag benutzt er nur den ÖPNV oder fährt mit dem Rad „so lange es noch geht“ (87). Außerdem ernähre er sich gut, was er auf Nachfrage konkretisiert: Gute Ernährung bedeutet für ihn, sich gesund zu ernähren, weshalb er einige Produkte bewusst vermeidet. Die Möglichkeit gesunder Ernährung hängt allerdings von seinen finanziellen Mitteln ab.

Deutlicher durch biografische Erlebnisse als durch Wissen sieht sich *Begom3* geprägt, weil die Wissensaneignung mehr Mühen kostet. Prägender waren darum das emotionale Erleben der Ölkrise oder die Faszination des Berichtes des Club of Rome. Später gibt er noch an, dass er Energie und Wasser vor allem aus Kostengründen spart. Sein Alltagshandeln bleibt dabei konturlos. Allein „gesunde Ernährung“ scheint einen zentralen Wert für ihn zu haben, die er offensichtlich als umweltrelevant bewertet. Doch weist er mit den hier wirksamen finanziellen Grenzen auch auf die seines möglichen Umweltenagements hin. Geld scheint für ihn ein basales Entscheidungskriterium zu sein, was er noch verstärkt, wenn er als Grund für sein Haushalten mit Energie und Wasser das Kostenmotiv nennt.

Indem die Rentnerin *Begoma1* zum Nachdenken zuerst tief Luft holt, erwähnt sie das Zähneputzen, bei dem sie auf den Wasserverbrauch achtet. Die Heizung stellt sie schon im April ab. Dabei ärgert sie sich über die Energieunternehmen und deren Preise trotz der hohen Gewinne. Seit der Geburt ihres Kindes kauft sie grundsätzlich Bio-Lebensmittel. Damals hat sie sich gemeinsam mit anderen Müttern über die gesundheitlichen Folgen von Zusatzstoffen in Lebensmitteln, die „E-Nummern“ (115), ausgetauscht. Seitdem achtet sie darauf beim Einkauf. Bio-Produkte kauft sie sowohl im Biokaufhaus als auch im Discounter. Sie vertraut dabei auf die Richtigkeit des Bio-Labels. Bestimmte Produkte und Geschäfte, über die wegen schlechter Herstellungs- und Produktionsbedingungen, wie etwa schlechte Behandlung von Mitarbeitern oder Tieren, berichtet wird, meidet sie. Sie trennt darüber hinaus den Müll und ärgert sich dabei über das viele Verpackungsmaterial. Auch bei *Begowa1* wird eine emotionale Bindung zum Thema deutlich, wenn sie ihren Ärger über bestimmte Unternehmen ausdrückt. Die Geburt ihres Kindes als ein wichtiges biografisches Ereignis war für sie Anlass einer langfristigen Umorientierung beim Lebensmittelkonsum. Das Risiko der Belastung durch Zusatzstoffe minimiert sie durch konsequenten

Kauf von Bio-Lebensmitteln. Außerdem orientiert sie sich beim Konsum an sozialen und ethischen Kriterien. Ihr dafür notwendiges Wissen über Produktionsprozesse und -bedingungen wird vom Ärger über die Zustände aufgeladen. In ihrem Handeln stellt sie sich eher als konsequent dar, Ambivalenzen scheinen im Alltag nicht vorzukommen.

Die erste Vorstellungsrunde beschließt die Studentin *Begowa3* mit ihrer Erklärung, welche Bedeutung der Umweltbegriff für sie hat. Dafür berichtet sie über ihre Prägung durch das Elternhaus. Sie hat einen starken Bezug zur Natur aufgrund der landwirtschaftlichen Tätigkeit ihrer Eltern und das Wohnen auf dem Land. Außerdem haben ihre Eltern die Investitionsmöglichkeiten in Energieeffizienz und erneuerbare Energien nach der Wende in Anspruch genommen. Neben den sich daraus ergebenden finanziellen Vorteilen zeigt sich dabei aber auch eine Langfristigkeit im Denken, nämlich eine langfristige Sparsamkeit. Außerdem aber kann man so „was für die Umwelt tun“ (165), wenngleich sie dieses Motiv für ihre Eltern anzweifelt. Jedoch wurde ihr Umweltbewusstsein auf diese Weise „geschult“ (168). Durch diese Lebensumstände war sie „halt sozusagen halt schon von Kind auf relativ stark an die Natur gekoppelt“ (156-157).

Zu ihrem Alltag erzählt sie, dass sie den ÖPNV und das Rad nutzt, obwohl sie einen Führerschein hat. In der Großstadt benötigt sie jedoch kein Auto. Die öffentlichen Verkehrsmittel empfindet sie als komfortabel, da sie etwa gleichzeitig Bücher lesen kann, während sie unterwegs ist. Einfach und selbstverständlich erscheint ihr die Mülltrennung. Das ist auch in ihrer WG Konsens, wo sie „Biostrom“ (179) beziehen. Schließlich hat sie ihren Einkauf gedanklich mit einer „Boykottliste“ (181) von Herstellern organisiert, deren Produkte sie meidet. Um sich aber über einen bestimmten Hersteller eine Meinung zu bilden, muss man diesen ausprobieren. Bei der Auswahl von Produkten achtet sie besonders auf Produktionsbedingungen wie Fischfangmethoden und in einigen Bereichen auf Bio-Qualität, so bei Eiern und teilweise auch beim Fleisch. Aus finanziellen Erwägungen ist sie aber beim Fleischkonsum nicht immer konsequent, sondern verzichtet dann eher. Sie ist außerdem der Meinung, dass Produkte Bio-Qualität haben können, obwohl kein Label draufsteht. Beim Wasserverbrauch ist sie sparsam. So hat sie sich eine „Drei-Minuten-Dusche“ (201) vorgenommen, was sie nicht einzuhalten schafft.

Durch die biografische Herleitung behauptet *Begowa3* eine Zwangsläufigkeit ihres Umweltbezuges. Nach dem Vorbild ihrer Eltern verbindet sie Umweltschutz und technische Neuerungen, wobei sie aber in ihrer reflektierten Haltung über ihre Eltern hinauszugehen meint. In ihrer Selbstdarstellung wird die Umweltaffinität identitätsrelevant. Erst auf dieser Basis schildert sie Beispielpraktiken ihres Alltags. Viele ihrer Handlungen sind ihr selbstverständlich. Beim Konsum orientiert sie sich eigenwillig an Labels oder erweitert deren Geltung je nach Produktbereich, was die Auswahl an Lebensmitteln einerseits leichter gestaltet, andererseits das Risiko doch hinreichend einzuengen scheint. Ihre Mobilitätspraktiken aber sind stark an den lokalen Möglichkeiten gebunden, was darum auch für ihre anderen Konsumbe-

reiche anzunehmen ist. Insofern verbindet sich bei ihr eine sozialisierte Überzeugung mit einer Alltagspragmatik nach dem Vorbild ihrer Eltern.

In der Eingangssequenz erwähnen die Diskussionsteilnehmer schon zahlreiche alltägliche Konsumbereiche, betten ihre Handlungsweisen aber teilweise auch biografisch ein, um diese zu begründen. Dabei gibt der erste Sprecher *Begom1* durch seine Themen, den anderen Teilnehmer erwartbar eine Orientierung. Die Gestalt der Alltagspraktiken hängt dabei von strukturellen Gelegenheiten, Wissen und Sozialisation ab. Die Umweltrelevanz ist in jedem Fall für bestimmte Bereiche reserviert und spielt ansonsten keine Rolle. Stattdessen werden andere Werte bemüht. Demgegenüber erscheinen umweltaffine Alltagspraktiken eher prekär in ihrer Gestalt, aber auch in der Bewertung ihrer Wirkung.

## Initialisierung

Gleich bei ihrer ersten Wortmeldung, schildert *Begowa2* die Geburt ihres Kindes als dasjenige Erlebnis, welches ihre Wahrnehmung von Umweltproblemen geschärft hat, weshalb sie auch an den Rand der Stadt zog. Später lies eine Krankheit sie grundsätzlich über das Leben nachdenken, aber davon sei „nicht viel übrig geblieben“ (1510-1511), meint sie. Die Geburt ihres Kindes war für *Begowa2* der biografische Anlass, sich mit den Umweltbedingungen auseinanderzusetzen. Das führte bei ihr aber nur zu einem Rückzug an einen weniger belasteten Ort. In ähnlich defensiver Weise verabschiedeten sich die Konsequenzen aus ihrem durch die Krankheit ausgelösten Nachdenken über allgemeine existenzielle Fragen, die sich für sie vielleicht als wenig alltagspraktikabel erwiesen haben.

Seine Sicht auf die Umweltprobleme ist dem Zeitgeist geschuldet, als der *Begom1* aufwuchs, denn damals wurde der Zustand der Umwelt eher kritisch hinterfragt. Vor allem aber die Massentierhaltung sind für ihn Anlass, sich für Umweltbelange und vor allem für ethische Verantwortung gegenüber den Nutztieren zu interessieren, was sich auf sein Einkaufsverhalten auswirkt. So war die BSE-Krise für ihn ein einschneidendes gesellschaftliches Ereignis. Dieses machte seiner Meinung nach auch allgemein auf die Folgen der Massentierproduktion aufmerksam. Zwar kümmert sich nun der „Mainstream“ (1528) auch um Umweltprobleme, doch ist er da eher skeptisch, wie wirksam das ist. Das Umweltthema ist für *Begom1* nichts Außergewöhnliches, sondern gehört zum Repertoire seiner Adoleszenzerfahrungen. Davon unterscheidet sich der BSE-Skandal. Dieser brachte ihm das Thema Massentierhaltung nahe, was sich als Orientierung beim Fleischkonsum und als ein Engagementanlass bestimmen lässt. Allerdings klingt eine Resignation an, weil die breite Aktivierung zu diesem Thema ausgeblieben ist.

Der Umzug nach Berlin sowie der Beginn ihres Studiums waren für *Begowa3* wichtige Auslösemomente über den Umweltbezug ihrer Alltagspraktiken nachzudenken. Seit dem informiert sie sich gezielt und tauscht ihr Wissen mit anderen aus, um ihr Handeln umweltgerechter zu gestalten. Die neue Lebensphase hat bei *Begowa3* keine neue Hinwendung zum Umweltthema mit sich gebracht. Neu ist seit dem

aber, das sie ihren Alltag selbstverantwortlich organisieren muss. Darum ist zu vermuten, dass sie in Auseinandersetzung mit ihrem neuem Umfeld ihre bisherigen, selbstverständlichen Handlungen begründen muss. Der Bezug auf die Umweltproblematik hilft ihr dabei. Diese Forcierung lassen sie wohl auch die Handlungen ihrer Eltern neu bewerten, wie es in der Eingangssequenz aufschien.

Die Erfahrung mit einer Nahrungsmittelvergiftung schildert *Begom3* als ein prägendes Erlebnis, das ihn zu bewussterer Ernährung motivierte. Wichtiger als die Nahrungsmittelvergiftung aber waren für ihn die Energiespar- und Umweltverordnungen, die Auswirkungen auf seine berufliche Praxis haben. Allerdings fiel ihm auf, dass der Staat bei eigenen Bauvorhaben seine Verordnungen nicht beachtet. Seine Krankheit und die von *Begom3* gezogenen Konsequenzen führen nicht zwangsläufig einen Umweltbezug mit, weshalb dieser eher als eine nachträgliche Bewertung erscheint. Auch nennt er als Grundlage einer Orientierung an den Umweltproblemen hier gerade nicht seine Jugend in einer Zeit des Mangels. Den eigentlichen Impuls markiert er mit der erzwungenen Veränderung seiner professionellen Praktiken durch gesetzliche Regulierung, wobei er seine Skepsis hinsichtlich dieser Regulierung deutlich werden lässt, da sich der Staat selbst nicht an die eigenen Regeln hält. Drückt sich hier auch eine Ohnmacht gegenüber globalen Veränderungen aus?

Von Bildern in den Medien wie etwa von Ölkatastrophen hat sich *Begom2* beeindruckt lassen. Auch die BSE-Krise erwähnt er als ein Ereignis, das ihn auf die Umweltproblematik aufmerksam gemacht hat. Wichtiger aber scheinen ihm die Erfahrungen, die er durch seinen Umzug in die Großstadt und die damit gegebenen Möglichkeiten hat machen können. Die massenmediale Skandalisierung umweltrelevanter Themen hat Wirkungen auf *Begom2*. Wenn er seinen Umzug in die Großstadt wegen der neuen Möglichkeiten in Hinsicht der Umweltproblematik aber als bedeutsamer einschätzt, dann zeigt sich daran, dass die Skandalisierung für ihn im Gegensatz zu *Begom1* keine Alltagsrelevanz besitzt.

Neben der Geburt ihres Kindes schildert *Begom1* eine Krankheit ähnlich der von *Begom3*, weswegen sie sich mit Umweltproblemen auseinandersetzte. Für sie hat die eigene Betroffenheit als Auslöser für eine Umstellung der Alltagspraktiken zunächst in den Feldern Ernährung und Gesundheit Bedeutung.

Die Initialisierung einer erhöhten Aufmerksamkeit gegenüber den Umweltproblemen und für deren höhere alltagspraktische Relevanz werden allmähliche Sozialisationserfahrungen, biografische Ereignisse, massenmediale und institutionelle Ereignisse genannt. Die Sozialisationserfahrungen werden dabei im Nachhinein als normal oder außergewöhnlich bewertet. Wichtiger sind explizite Ereignisse, denn diese lassen sich konkret terminieren und an Entscheidungen sowie deren Konsequenzen erinnern. Hier ist die Ausbildung von partiellen Heuristiken für die Gestaltung von Alltagspraktiken markant. Neue Umgebungen führen hingegen zu Bewertungen von alten Praktiken oder dem Erlernen neuer Handlungs-

weisen. Aber auch der Rückzug aus einem als problematisch empfundenen Umfeld ist eine Strategie mit den wahrgenommenen Umweltproblemen umzugehen.

## **Konsum**

Die Gruppe debattierte im Weiteren über den Konsum von Lebensmitteln, um von hieraus die eigene Herstellung dieser zu thematisieren. Neben diesem großen Bereich wurden auch der Konsum anderer Güter und die Mobilität angesprochen.

### ***Mobilität und Gebrauchsgüter***

Wenn man ein Auto besitzt, benutzt man es auch. So erging es *Begowa3*, als sie noch auf dem Land wohnte und ein Auto besaß. Damals fuhr sie wenig mit dem ÖPNV. Mittlerweile hat für sie der ÖPNV mehr Vorteile: Die Anbindungen sind gut und neben der erwähnten Möglichkeit, anderes während der Reisezeit machen zu können, braucht sie sich nicht um die wenigen Parkplätze zu kümmern. Reduziert sich der Gebrauchswert des Autos, wie es beim Umzug in die Großstadt geschah, scheint der Umstieg auf den ÖPNV leichter zu sein.

Doch erscheint die Ausstattung etwa der Busse oft nicht ausreichend zu sein, wenn es zum Beispiel um den Transport von Kinderwägen geht, wie *Begom3* anführt. Auch die Anbindung städtischer Randgebiete ist eher schlecht, sodass man wieder auf ein Auto angewiesen ist, wenn die Kinder lange Schulwege zurücklegen müssen, führt *Begowa2* aus. Bei den Kritikpunkten sind sich die meisten Diskussionsteilnehmer einig. Ebenso sind sie aber auch überzeugt, dass sich das Angebot zukünftig verbessern wird. Dafür geben sie jedoch keine Gründe an. Vielleicht berührt sie das Thema auch nicht wirklich, da die einen ohnehin zufrieden sind mit dem Angebot und die anderen über eine für sie funktionierende Alternative, das Auto, verfügen. Jedoch ist allen klar, dass der ÖPNV als umweltaffiner bewertet wird, also zu erwarten ist, dass hier weitere Investitionen und Verbesserungen getätigt werden.

An seinem Vorsatz, weniger das Auto und dafür mehr den ÖPNV zu nutzen, scheitert *Begom1*, weil dieser unbequem ist, mehr Zeit beansprucht und höheren Koordinationsaufwand bedeutet. So sei es vor allem schwierig, die Wege der Kinder mit dem ÖPNV zu erledigen, was die beiden älteren *Begom3* und *Begowa1* bestätigen. Auf diese Weise legitimieren die Anforderungen des familiären Alltags die Nutzung des Autos, wieder des Wissens um die höhere Umweltbelastung. Die Wirksamkeit von guten, auch umweltaffinen Vorsätzen muss im Alltag im Verhältnis zum Kostenaufwand (als eigene Anstrengung, Koordination, Unbequemlichkeit) stehen.



Eine ähnliche Situation stellt auch der Kauf von Möbeln dar, von dem *Begom2* berichtet. Bei seinem jüngsten Besuch eines großen Möbeldiscounters stellte er fest, dass alle dort gekauften Möbel trotz der hohen Transport- und Energiekosten in China hergestellt wurden. Jedoch hätte er in seiner Situation keine andere Wahl gehabt, obwohl es Möbelwerke in regionaler Nähe gibt. Die Alternativlosigkeit verstehen *Begowa1* und *Begowa3* dahin gehend, dass man sich diese Möbel kaum leisten kann, wenngleich sie auch im Grunde gegen chinesische Möbelimporte sind. Auch wenn Regionalität geschätzt wird, tritt dieses Kriterium hinter der Abwägung der Kosten zurück, diese haben hier die höhere Priorität. Und die billigeren, über weite Transportwege herangeschafften Waren erfüllen offenbar ihren Zweck so gut, dass man die regionalen Alternativen nicht beachten muss. Ein ähnliches Beispiel schildert dann auch *Begowa3*. So wollte sie eben wegen der Produktionsbedingungen nicht mehr bei einem globalen Textildiscounter für Jugendmode einkaufen, konnte aber dem günstigen Angebot doch nicht widerstehen, weil sie etwas zum Anziehen brauchte. Und so werden auch bei ihr Werte gegeneinander ausgespielt und Prioritäten nach momentanem Bedarf festgelegt.

### **Lebensmittel**

Produkte bestimmter Hersteller vermeidet *Begowa2* nicht wegen ethischer oder gesundheitlicher Probleme, sondern wegen des Geschmacks. Sie bevorzugt beispielsweise günstige Naturjoghurts, um diese selbst zu verfeinern. Darum kauft sie kaum Fertigprodukte, greift höchstens zu Tiefkühlprodukten, um saisonal unabhängig selbst zu kochen. Als *Begowa3* einwirft, dass Tiefkühlprodukte auch umweltschonender seien, ist *Begowa2* mit Blick auf die Energiekosten davon nicht überzeugt, wobei ihr *Begowa1* beipflichtet.

Hier klingt schon der Aspekt des Selbstmachens bei *Begowa2* an, der sich nach individuellen Vorlieben ausrichtet; die Bewertung als umweltrelevant erfolgt darum eher nachträglich. Die saisonale Unabhängigkeit ist ihr hingegen wichtiger als die höheren Energie- und Umweltkosten. Dabei versucht *Begowa3* die Umweltrelevanz im Verhalten von *Begowa2* entgegen ihrer Intention zu entdecken, was aber scheitert.

Seinen Einkauf richtet *Begom3* eher am Geschmack und in ästhetischer Hinsicht aus. So besucht er bestimmte Läden nicht, weil diese ihn vom Ambiente her nicht ansprechen. Umweltprobleme scheinen so gar keinen Orientierungswert für seine Einkaufspraktiken zu haben. Seine Heuristik folgt eher dem Lustprinzip des Schönen, was durchaus als Reaktion auf seine ihm immer noch präsente Mangel Erfahrung zu verstehen ist.

Das Produktangebot hat sich durch die Globalisierung in Umwelthinsicht verschlechtert, meint *Begowa1*. Sie ärgert sich, wenn sie im Sommer Äpfel aus Neuseeland angeboten bekommt und regionale Apfelwiesen vernichtet werden. Auch wegen des Treibstoffs für den Transport ist sie damit nicht einver-

standen. Gibt es kein lokales Angebot zur Saison, dann fordert sie dies im Laden ein. Darauf wird auch reagiert. Letztlich entscheiden jedoch Aussehen und Geschmack des Angebots. Dabei geht es ihr nicht darum, wie sie auf Nachfrage von Begom3 präzisiert, ausschließlich regionale Produkte zu kaufen, sondern sie möchte die Wahl zwischen verschiedenen Angeboten haben.

Auf das ihr unsinnig erscheinende Produktangebot reagiert Begowa1 emotional. Dabei ist unklar, ob sie die Saisonalität als Grund ihres Ärgers richtig einschätzt, denn Äpfel werden erst im Herbst reif. Es geht wohl um die offenkundige Redundanz, Produkte von weit her einzufliegen, die in der Region ohnehin wachsen. Ihr geht es aber nicht um konsequente Regionalität, sondern um Regionalität als Entscheidungsmöglichkeit. Hier koalieren darum zwei Werte, ökologisch relevante Regionalität und Wahlfreiheit, miteinander, ohne dass klar wird, welcher hier führt und welcher folgt. Glaubt Begowa1 auch das Angebot darum ökologisch beeinflussen zu können, geht es ihr doch um ein Wohlstandsproblem.

Um entscheiden zu können, was er einkauft, besorgt sich *Begom1* Information über die Produktionsbedingungen von Lebensmitteln aus dem Internet, wie etwa zur Fischproduktion in Afrika. Dabei hat er über den Viktoriabarsch erfahren, dass die lokale Bevölkerung unter der allein für den Export bestimmten Produktion leidet. Solches Wissen aber belastet ihn, denn er befürchtet, irgendwann nichts mehr essen zu können. So hat er letztlich beim Fisch den Überblick verloren, welchen Fisch er, wann ohne Bedenken essen kann und welchen nicht. In akuten Entscheidungssituationen, wenn er etwa in der Kantine isst, fehlt ihm das nötige Wissen, weil er keine Informationen zum angebotenen Essen hat. Das Informationsdefizit aber nimmt auch zu, weil sich die Marktsituation so schnell verändert. Den Druck bei der Essensauswahl kann Begowa1 nachvollziehen und Begom3 berichtet Ähnliches am Beispiel von Krustentieren, sodass er diese nicht mehr kauft, weil sie ihn anwidern, wie er auf Nachfrage von Begowa1 angibt.

Die globale und sich beschleunigt verändernde Vernetzung der Lebensmittelproduktion und -konsumption wirkt sich bei Begom1 auf die eigenen Kaufentscheidungen aus, weil dadurch die Lebensbedingungen anderswo beeinflusst werden. Zwar besorgt er sich Information dazu, doch werden die richtigen Entscheidungen beim Nahrungsmittelkonsum so immer schwieriger, was erst recht zutrifft, wenn er keine Informationen hat. Die Komplexität bei der Wahl von Nahrungsmitteln überfordert ihn darum tendenziell, befürchtet er doch mögliche Dilemmata. Dabei hilft dann aber, wie die beiden Gesprächspartner Begom1 und Begom3 deutlich machen, die emotionale Wirkung der Informationen, die unmittelbar erinnert werden und so über die Entstehungssituation hinaus auf Entscheidungen einwirken können.

## **Gartenarbeit und Selbstmachen**

Als Alternative bietet sich für das Praxisfeld der Ernährung die eigene Herstellung von Lebensmitteln an, was die Gruppe Begos breiter diskutiert. Die Nutzung selbst angebauten Obsts und Gemüses hat *Begowa2* bei ihrer Großmutter kennengelernt. Weil man aber dabei abhängig vom Wetter ist, kauft sie, wie sie schon berichtet, auch Tiefkühlprodukte ein. Nur beim Apfelmus macht sie keine Ausnahme, der schmeckt selbst gemacht einfach besser. Auch will sie gar nicht mit dem Selbstmachen sparen, sondern hat vor allem Spaß dabei.

Beim Selbstmachen sind sich *Begom2* und *Begowa2* einig, dass das Wissen einfach anzueignen ist. Hinsichtlich der Gartenarbeit und dem Selbstmachen berichtet *Begowa3* von einem interkulturellen Gartenprojekt, für das sich auch *Begowa1* interessiert. An diesem Gartenprojekt beteiligen sich die Mitbewohnerinnen ihrer WG. Zwar braucht man dafür mehr Zeit als beim Einkauf, aber es kommt frisches Gemüse ins Haus und man kann Kontakte pflegen. Die eigenhändige Zubereitung dieser Produkte ist für sie „eigentlich kein Problem“ (681), weil in ihrem sozialen Umfeld und ihrer Gemeinschaft das gemeinsame Kochen dazugehört. Außerdem können sie sich Wissen jederzeit aneignen. Letzteres sehen auch *Begom3* und *Begowa2* so und bestätigen, dass das Vorurteil gegenüber der Essenszubereitung unfähiger und unmotivierter Jugendlicher nicht stimmt. Im Vergleich mit ihren Auslandserfahrungen meint *Begowa3*, dass deutsche Studenten viel mehr kochen als andere. Allerdings sind die infrastrukturellen Voraussetzungen für das Selbstkochen in Deutschland auch besser als in den beengten Wohnverhältnissen woanders.

Dem Thema Kochen ist *Begom2* wenig aufgeschlossen, da er der Meinung ist, das nur schlecht zu können. Jedoch hat er auch kein Interesse daran, es zu lernen, da seine Freundin sowieso immer kocht. An das Kochen mit konservierten Lebensmitteln erinnert sich *Begom1*, weil er kürzlich ein altes Kochbuch mit solchen Rezepten fand. Dazu bemerkt er, dass er schon lange keine Dosen mehr gekauft. Im Anschluss erinnert er sich gemeinsam mit *Begowa1* an die staatlich organisierte Verteilung von Vorratslebensmitteln in den 1960er Jahren. Regelmäßig stellt *Begom1* von seinem Obst Gelee her. Damit bestreitet er etwa die Hälfte des eigenen Jahresverbrauchs und er verteilt auch noch Gläser. Daran anschließend berichtet auch *Begowa2*, das sie Marmeladen grundsätzlich selbst herstellt, da sie so auch mit Geschmacksrichtungen experimentieren kann. Sie macht das als Hobby und weil sie Lust auf Abwechslung hat. Wie *Begom1* neben der Arbeit auch noch Gelee kochen kann, versteht *Begom3* nicht. Doch antwortet *Begom1*, dass das zwar Mühe macht, aber auf einige Tage begrenzt ist. Nur einen eigenen Garten möchte er nicht haben, da man zu viele Produkte hat, die man verwerten muss, wie er es bei seinem Bekannten erlebt. Das kennt *Begowa2* auch, doch schafft sie sich Abhilfe, indem sie ihre Produkte mit anderen Kleingärtnern austauscht.

Mit den Schrebergärten kann *Begom3* nichts anfangen, weil hier ein so rigoroser Umgang mit der Natur verlangt wird. Doch verarbeitet er auch Produkte aus dem Eigenanbau eines Bekannten. Dagegen wendet *Begowa2* ein, dass in ihrer Kolonie nicht gedüngt wird und alle Produkte deshalb im Gegensatz zum Gekauften nicht mit Chemikalien belastet sind.

Von den Eltern wurde *Begom2* zu Gartenarbeit und Selbstversorgung in größerem Umfang angehalten. Doch wegen des Arbeitsaufwands macht er das nicht mehr, weil er als Kind, ähnlich wie *Begom3* dabei immer mithelfen musste. Gern nimmt *Begom2* aber Selbstgemachtes an, wenn es schmeckt. Das kann *Begom3* aus eigener Erfahrung gut nachvollziehen, denn auch er musste nach dem Krieg zuhause im Garten mithelfen: „Und noch abends, frühmorgens. Tomatengießen, ja? Ich hasse es so wahnsinnig. Kann ich mit – also diese Erfahrung“ (1464-1466). So wurde ihm die Lust auf Gartenarbeit für den Rest seines Lebens verdorben.

Am Beispiel von *Begowa2* zeigt sich, dass Handwerklichkeit und Geschmack biografisch geprägt sind. Die Gartenwirtschaft aber eignet sich nicht als Subsistenzwirtschaft, da man zu sehr von den Wetterverhältnissen abhängig ist. Es geht ihr dabei vielmehr um Selbstverwirklichung. Dazu stellt *Begowa3* in der Diskussion eine Gemeinsamkeit her, indem sie vom Gartenprojekt ihrer Mitbewohnerinnen berichtet. Obwohl sie gar nicht am Gartenprojekt beteiligt ist, präsentiert sie Details, die sie als Kennerin ausweisen. Ähnlich stellt sich auch *Begowa1* dar, sodass man hier die Solidarität der Geschlechtsgenossinnen vermuten könnte. Das wird durch die geäußerte Abneigung und der geschlechtlichen Rollenverteilung beim Kochen durch *Begom2* indirekt unterstützt. Dabei macht die Studentin *Begom3* durch ihre Aussage aber klar, dass das Kochen für sie eher von der Gemeinschaft abhängt, sodass hier auch ein Generationenunterschied sichtbar wird. Ihr selbst erscheint das Kochen als ein Kulturmerkmal, das national und milieuartig geprägt ist. Ein wichtiger Faktor ist aber dabei die infrastrukturelle Ausstattung.

Die Vorratshaltung hat sich verändert, worauf *Begom1* und *Begowa1* verweisen. Das hat historische Veränderungen des Einkaufs- und Kochverhaltens bewirkt, weil das Selbstmachen weniger als Mittel der Selbstversorgung denn als Ausdruck von Kreativität zu verstehen ist. Dabei werden Unterschiede des Selbstmachens deutlich: Alle kochenden Gruppenteilnehmer stellen Marmeladen her. Bei *Begowa2* ist es Mittel für eine sinnvolle Tätigkeit. Hingegen pflegt *Begom1* mit seiner intensiven Geleekocherei ein nostalgisches Hobby.

Überhaupt scheint die Einschätzung des zeitlichen Aufwandes beim Selbstmachen und der Gartenarbeit ein entscheidendes Maß dafür zu sein, ob man sich damit beschäftigt. Der Aufwand der Selbstversorgung steckt nicht nur in der Erzeugung von Produkten, sondern auch in deren Verwertung. Letztlich wird Überfluss produziert, der mehr Arbeit schafft, wobei der Naturalien-Austausch in sozialen Netz-

werken Abhilfe schaffen kann. Damit ist aber wiederum die Möglichkeit dieser Praxis vom Milieu und den lokalen Gegebenheiten abhängig. Der Umweltbezug aber spielt bei niemandem eine Rolle, was Begowa2 auch konkret betont.

Anlässlich der Gartenarbeit tauchen zwei unterschiedliche Bilder von Natürlichkeit oder Naturbelassenheit auf: Ist für Begom3 Natur nur das Unbeschnittene oder wenig Kultivierte so genügt Begowa2 der Verzicht auf Chemikalien. Gleichzeitig aber nutzt Fagom3 trotz seiner ablehnenden Haltung der Kultivierung die so erzeugten Produkte. Da er diese geschenkt bekommt, braucht er sich mit den Produktionsbedingungen, ähnlich wie bei den Lebensmitteln im Supermarkt, nicht auseinandersetzen. Damit gibt er einen Hinweis auf eine Grundlage der Praxis, nämlich hinreichende Ignoranz. Für Begowa2 ist hingegen das Maß der Kultivierung der entscheidende Punkt. Insofern übernimmt sie hier mehr Verantwortung als Begom3. Dieser verbindet jedoch wie auch Begom2 Erinnerungen, wie sie als Kinder bei der Gartenarbeit helfen mussten. Der elterliche Zwang führte zur dauerhaften Ablehnung dieser Arbeit. Dabei aber ging es nie um Natur oder Subsistenz als ökologische Alternative, sondern um die Notwendigkeit der Versorgungssicherung. Insofern die Versorgung heute gesichert ist, ergreifen sie die Chance, sich von Arbeitsjoch zu befreien.

## **Konsumentenmacht und -ohnmacht**

Mit dem durch die Diskussion des Lebensmittelkonsums angestoßenen Thema des Selbstmachens und des Gartenbaus wurde auch die Perspektive auf alternative Alltagspraktiken mit konkreten Beispielen angefüllt. Gleichzeitig stand auch das Thema der alternativen Einkaufsorganisation zur Diskussion.

### **Boykottlisten**

Als *Begowa1* erwähnt, dass sie bestimmte Hersteller, deren Produkte sie meidet, auf einer „Liste“ (127) vermerkt, kommt es zum Austausch zwischen ihr und *Begom2*. Auch er führt solche „Boykottlisten“ (133). Auslöser dafür waren die Niedrigstpreise für Milch. Seit dem kauft er nur noch die teurere Bio-Milch, aber nun mit gutem Gewissen. Inzwischen sei seine Boykottliste so lang, dass er sie nur schwer aufzählen kann. Über den Wert der Boykottlisten ist er sich mit *Begowa1* einig: Hat man sich erst mühsam um ausreichend Wissen bemüht, erleichtern die Listen das alltägliche Handeln und sorgen auch für ein gutes Gewissen. Denn so sind Selektionen schon getätigt und eine Orientierung im Alltag ist leicht möglich, ohne oberflächlich zu erscheinen.

Mit den Listen begann *Begowa1* nach der Geburt ihres Kindes, als sie sich mit anderen Müttern über Nahrungsmittel austauschte, und während der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl. Heute kann man solche Listen im Internet finden, die einen mit Gründen für Handlungen versorgen. Aufgrund der Listen, die sie sich besorgt, boykottiert sie bestimmte Lebensmittelhersteller aber auch unsoziale Händler.

Weil manche ihrer Einkaufsstätten aber vor allem Produkte solcher Hersteller anbieten, muss sie auch woanders einkaufen. Manchen Anbieter aber will sie gar nicht erst näher kennenlernen. Da meint jedoch *Begowa3*, dass man sich erst ein Urteil über Hersteller oder Anbieter erlauben kann, wenn man die Produkte ausprobiert hat.

Informationen werden bewertet und in Form von Listen zu einem Wissen kondensiert, das als Bewertungsgrundlage in hinreichend ähnlichen Situationen angewandt wird. Im Grunde wird hier der zu Routinen führende Prozess der Schematisierung expliziert. So aber wird das auf Vermeidungsstrategien und die Beschaffung von Ersatzprodukten zielende Handeln rechtfertigungsfähig. Gerade so können die Listen der moralischen Selbstvergewisserung in der Hektik des Alltags dienen, wird darüber doch Vertrauen und Misstrauen geregelt.

Auch bewahren die Listen die Vorstellung vom souveränen Konsumenten, der mit Wissen seine Handlungsfreiheit sichert und so über Macht verfügt, wenn er Hersteller und Händler mit Boykott bestrafen kann. Die Qualität der Quellen steht dabei nicht zur Debatte. Wichtiger ist, dass die Informationen Engagement binden, indem sie sinnhaft an vorhandenes Wissen anknüpfen und so Unsicherheiten überwunden werden können. Darum sind die Informationen nicht am Erleben gebunden. Der Einspruch von *Begowa3* macht vielmehr deutlich, dass sie die Listen nicht wegen einer Verunsicherung entwirft.

Alle Gruppenteilnehmer äußern sich infolge der ersten Thematisierung zu eigenen Listen und der Art ihre Einkaufsorganisation. Als eher zufällig beurteilt *Begom3* sein Boykottverhalten. Er schließt sich einem Boykott dann an, wenn „die Wut auf bestimmte Produktions- also auf ein bestimmtes Produktionsverhalten kocht, dann gelegentlich in einem hoch“ (312-313).

In den 1970er Jahren war das Boykottieren von Herstellern noch öffentliches Thema, berichtet *Begom1*. Darum war damals der Druck, bestimmte Produkte zu boykottieren, höher. Mittlerweile kauft er auch bei einst boykottierten Läden ein, wenn auch auf bestimmte Produkte oder auf wenige Gelegenheiten begrenzt. Auch dieses Handeln speist sich aus seiner Ablehnung von Massenproduktion im Ernährungsbereich, wie er unterstreicht.

Ähnlich wie *Begom1* betont auch *Begom3* die Rolle von Peer-Groups. Deren Druck hat mit der Zeit nachgelassen. Er erinnert sich, dass in den 1980er Jahren Informationen dezidiert aufbereitet und ausgetauscht wurden, was vor allem für sein Milieu wichtig war.

Heute ist die Informationssituation nach Meinung von *Begowa3* eher diffus. Auch ist der Austausch im sozialen Netz nicht mehr eindeutig geregelt. Und so resultiert das eigene Wissen zum Boykottverhalten eher aus unsystematisch gesammelten Informationen aus Broschüren, Gesprächen und dem Internet.

Beim Thema des Boykotts von Herstellern und Händlern zeigt sich nun Begom3 vor allem emotional stimuliert, wo die etwa gleich alte Begowa1 hier auf Informationen setzt, wenn sie diese auch kaum überprüft. Jedoch hat Begom3 früher ebenfalls Informationen intensiv gesammelt und ausgetauscht. Die Rolle des Milieus wird klar hervorgehoben. Offensichtlich verändert sich die Bezugsgruppe mit der Zeit im Sinne eines altersabhängigen und pluralisierenden Transits zu anderen Milieus, wodurch der Druck zu oder gegen bestimmte Handlungsweisen abnimmt. Auf diese Weise werden einstige Prämissen im Lebensverlauf vergessen, entschärft oder sie wandeln sich. Nur noch wenige spezifische Motive bleiben bestehen oder treten anstelle anderer. Die milieuspezifische Formierung von Debatten ist dann auch identitätsrelevant, denn Boykottlisten funktionieren als deren Grenzmarkierungen. Mit dem Altern und dem pluralen Auswandern aus den einstigen Milieus wird diese Grenzmarkierung meistens obsolet. Für die Jüngeren zeigt sich, dass die Diversität von Informationen und Quellen als Problem wahrgenommen wird, woraus eine Verantwortung bei der Orientierungssuche erwächst. Deshalb ist heute der Informationsaustausch in den eigenen Gruppen besonders wichtig. Im Gegensatz zum sozialen Druck, wie ihn Begom1 und Begom3 schildern, scheint die Gruppe heute eher als Inspirations- oder Bestätigung Gelegenheit. Die Verständigung in der Gruppe aber trägt weiter zu deren Reproduktion bei.

### ***Möglichkeiten und Grenzen der Einflussnahme***

Inwiefern man mit Boykottlisten tatsächlich etwas erreicht, bleibt meistens unklar. Vielmehr muss es auch um die Einflussnahme als Konsument gehen. So schätzt sich *Begom3* ausgehend von seinem eher unsystematischen Einkaufsverhalten und der zufälligen Informiertheit als ohnmächtig gegenüber den Herstellern ein. Darum verzichtet er heute auf Boykottlisten. Eher kann er sich eine Beteiligung an Aktionen von Greenpeace vorstellen. Als Teil eines etablierten Akteurs gewinnen die eigenen Möglichkeiten erst genug Mächtigkeit. Aber woher rührt diese Einsicht?

Zum einen geht es ihm wie Begowa1, dass sich im Alltag bestimmte Produkte nicht vermeiden lassen, weil man von spontanen Gelüsten überwältigt wird. Zu anderen beklagt sich Begom3 über seinen Vorrat an Plastiktüten, den er vom Einkaufen angesammelt hat. Den will er sinnvoll verwenden, doch befürchtet er, diesen gar nicht aufbrauchen zu können, da er immer wieder neue von Einkäufen mitbringt, „da kommen immer noch rätselhafterweise Neue dazu“ (1153). Jedoch weiß er sehr wohl, dass er diese selbst beim Einkauf immer wieder nimmt. So geht es ihm um Kontrollverlust, den er individuell erleidet, wenn er entgegen seinen Vorhaben handelt und Unnötiges kauft oder immer wieder Plastiktüten heimbringt, anstatt sich gleich mit ausreichend Einkaufstaschen oder Beuteln auszustatten. Organisationen haben so nicht nur eine größere Wirksamkeit wegen ihrer schieren Masse, sondern sie können auch den Subversionen von Prinzipien besser widerstehen.

Der Umgang mit der Verpackung beim Einkaufen wird nun zum Thema der Diskussion. Um Plastiktüten zu verhindern, sollte man die Händler dazu bringen, statt Plastiktüten Tüten aus anderem Material anzubieten. Denn der Abfall von Plastiktüten stellt ein großes Umweltproblem dar, wissen die Diskussionsteilnehmer. Staatliche Verbote helfen da, sind sie sich sicher. Für jeden selbst sollte gelten, Tüten und Taschen zum Einkauf mitzunehmen oder Papier als Verpackung zu wählen, doch werden eben nicht überall Papiertüten angeboten.

Die Diskussion startet bei überindividuellen und institutionellen Aktionen und gelangt schließlich zu den individuellen Möglichkeiten, nur um wieder auf das Ausgangsdilemma zurückzukommen, welches allein durch die überindividuellen und institutionellen Aktionen lösbar ist. Damit erscheint die Wirksamkeit des eigenen Handelns eher beschränkt.

Allerdings berichtet Begowa<sup>1</sup>, wie ihre permanente Nachfragen nach einem länger nicht vorhandenen niedrigpreisigen Angebot dazu führte, dass das Geschäft dies wieder führte. Als Beispiel erfolgreicher Einflussnahme führt Begowa<sup>1</sup> einen lokalen Eine-Welt-Laden bei sich in der Nähe an, der inzwischen recht lange existiert und mittlerweile von allen Anwohnern genutzt wird.

Auch Begowa<sup>3</sup> berichtet davon, wie umweltaffine Handlungsweisen durch andauerndes Hinweisen etabliert werden können. So hat sie bei sich in der Wohngemeinschaft die Mitbewohner zu besseren Mülltrennung und die Arbeitskollegen bei einer ehemaligen Arbeitsstelle zur Verwendung umweltverträglicherer Reinigungsprodukte motiviert. Dabei muss man Wissen erzeugen, gegen Gewohnheiten ankämpfen und sich nicht vor persönlicher Gegenwehr fürchten. Die Prägung durch das Elternhaus hat ihrer Meinung nach einen großen Einfluss auf die Alltagshandlungen, aber auch infrastrukturelle Voraussetzungen, wie etwa Platz für die Müllsortierung sind wichtige Voraussetzungen. Ihr selbst fällt das nicht schwer: „Ich weiß nicht, ich hab das schon inkorporiert, sag ich mal. Ich denke nicht mehr darüber nach und ich verstehe dann manchmal nicht, warum das andere dann auch nicht so machen. Weil das erfordert ja nicht viel Aufwand“ (1326-1328). Darüber hinaus führt sie auch finanzielle Vorteile als Argument an.

Mit ihren Beispielen beweisen sich die Diskussionsteilnehmer, dass sich Wirksamkeit durch kontinuierliches Engagement und argumentatives Überzeugen erreichen lässt. So lassen sich auch dauerhafte Strukturen etablieren. Dabei kommt es darauf an, dass man in der Lage ist, die eigenen Praktiken reflektierend befragen zu können, um die anderen zu verstehen. Die Problematisierung durch die gegenteiligen Handlungen der Mitbewohner und Arbeitskollegen von Begowa<sup>3</sup> überführt ihre Schemata in vermittelbare Informationen, deren verweigerte Annahme aber unter Umständen unverständlich bleibt. Das ist ein Hinweis auf die Problematik von Pionieren und deren Anschlussfähigkeit.



Auf Nachfrage gib *Begom2* zu verstehen, dass sich sein umweltbezogenes Engagement auf die Vermeidung von Verpackung beim Einkauf beschränkt. Er selbst empfindet sich darum nicht als „gar nicht so aktivistisch“ (1393). Und so hat er letztlich keine Vorsätze, sondern führt ein relativ einfaches, anspruchsloses Leben, womit er im Grunde im Einklang mit sich und seiner Umwelt lebt.

Obwohl *Begom2* sich Boykottlisten anlegt, sieht er seine auf Umweltprobleme ausgerichteten Handlungen allein in der Vermeidung von Verpackung. Die Umweltperspektive ist insgesamt nicht sein vorrangigstes Problem, weshalb er das Ansinnen auf Engagement mit seiner Selbstauskunft zurückweist. Sein bescheiden gestaltetes Leben erzeugt seiner Meinung nach geringe Umweltkosten, weshalb seine Lebensweise unproblematisch hinsichtlich der Umwelt ist. Um so mehr lässt sich hier die oben ausgearbeitete Annahme stützen, dass die Boykottlisten eher identitäts- als umweltrelevant sind und andere Motive als die Umwelt das Engagement hier binden. Trotzdem können sie im entsprechenden Kontext – wie die Diskussionsrunde – als umweltrelevant gedeutet werden.

Jedoch weiß *Begoma2* eher von den Grenzen der Einflussmöglichkeiten zu berichten. So scheiterte ihr Mülltrennungsversuch in ihrer kleinen Küche. Den gab sie auf, als sie sah, dass ihr getrennter Müll in ein Müllauto kommt. Diese erlebte Unwirksamkeit führte zum Abbruch dieser umweltaffinen Handlung, weil es keinen Grund gibt, den zugrunde gelegten Strukturen zu vertrauen, ähnlich wie das *Begom3* hinsichtlich der staatlichen Vernachlässigung der eigenen Energieverordnung geschildert hatte.

Sich im weiteren Sinne für die Belange der Umwelt zu engagieren ist in Gruppen wie der lokalen Agenda 21 möglich, weiß *Begom3* zu berichten. Deren Arbeit findet er inhaltlich zwar gut, aber wirkungslos. Den anderen Diskussionsteilnehmern fallen nur weitere Konferenzen in diesem Zusammenhang ein, wobei sie sich allein an Veranstaltungsorte erinnern. Nach *Begom1* wurde das Thema der lokalen Agenda durch das Thema Klima „irgendwie so ausgetauscht“ (2102). Doch erinnert er sich noch an das Motto der ersten Konferenz: „Global denken – lokal handeln“, womit er nach wie vor einverstanden ist. Jedoch zweifelt er am Sinn von Weltkonferenzen. Das sieht *Begom2* wiederum der Komplexität des Themas und der Macht einzelner Akteure geschuldet. Er ist davon überzeugt, dass kleine Schritte gegangen werden müssen, vor allem aber wird in der Öffentlichkeit auf diese Weise ein Bewusstsein und sogar Wissen über die Umweltproblematik geschaffen. Diese Wirksamkeit zweifelt *Begom3* wiederum an. Eher stellt er abermals sein Vertrauen in Aktionen von Umweltorganisationen wie Greenpeace dar, aber auch in Beiträge der Wissenschaft oder von populären Personen wie Al Gore. Zwar schätzt *Begoma2* die kleinen Schritte jedes Einzelnen, aber auch generelle Regelungen etwa für die Industrie sind wichtig. Da stimmt ihr *Begoma3* zu, befürchtet aber, dass internationale Regelungen zu träge sind. Am Beispiel von Strukturveränderungen einer Küstenregion an der Nordsee, um den Folgen des Klimawandels zu begegnen, erklärt sie, dass es beim Umweltschutz darum geht, dass der „Mensch geschützt wird“ (2220). Für *Begom3* sind wiederum nur Aktionen etwa von Greenpeace wirklich wirksam. Anzei-

chen für eine politische Umstrukturierung kann er nicht erkennen. Darauf erwidert Begowa3, dass es hier um zwei verschiedene Prozesse geht.

Gerade der ältere Begom3 stellt seine Skepsis gegenüber der Politik, Lösungen für das Umweltproblem zu finden, aus und setzt einzig auf die spektakulären Aktionen von Greenpeace. Andere empfinden die Impulse der Politik aber motivierend. Das Motivationspotenzial entsteht dabei allein bei konkreten Aktionen. Großveranstaltungen haben letztlich keine Wirkung und werden vage oder gar nicht erinnert. Auch wenn individuelles Handeln allen durchaus sinnvoll erscheint, braucht man die Politik für globale Veränderungen. Jedoch wird bezweifelt, ob deren Organisationen flexibel genug sind, um schnelle Antworten auf die Herausforderungen finden. Zu lösen sind die für die jüngste DiskutantIn ganz klar in Hinblick auf ein anthropozentrisches Naturverständnis. Die Skepsis gegenüber Politik mündet beim älteren Begom3 letztlich in Misstrauen, wohingegen Begowa3 eine Ergänzung und produktive Konkurrenz von NGOs und Politik zu erkennen meint.

### **Wissen und Fühlen**

Im weiteren gemeinsamen Austausch meinen die älteren Teilnehmer *Begowa1* und *Begom3*, dass man Umweltschäden auch sehen können muss, damit man sich emotional davon betroffen fühlt. Die andern, jüngeren Teilnehmer hingegen heben eher die Rolle von Wissen aber auch aktuellen Einstellungen hervor. So fühlt sich *Begowa1* in ihrem Handeln sowohl von strukturellen Bedingungen beeinflusst, es folgt aber auch ihrem Bedürfnis nach Wohlbefinden.

Gegen die anklingende Ohnmächtigkeit betont jedoch *Begowa3*, dass man als KonsumentIn sehr wohl bewusst Einfluss ausüben kann, indem man etwa Fairtrade-Produkte wählt. Das Empfinden der Ohnmacht, den Strukturen und auch den eigenen Bedürfnissen ausgeliefert zu sein, wie es *Begowa1* schildert, entspricht der emotionalen Reaktion und dem so aktivierten Engagement. Hingegen insistiert *Begowa3* auf die reflektierte Wahlmöglichkeit und damit auf die eigene Verantwortung. Die emotionale Rezeption von Umweltproblemen markiert nicht nur eine Differenz zwischen den älteren und jüngeren Diskussionsteilnehmern, sondern auch die zwischen Zuversicht und Ohnmacht. Die emotionale Rezeption führt dabei eher zu Ohnmachtsgefühlen. Denn Emotionen lassen einen im Affekt handeln, rationale Begründungen sind da nicht nötig und so auch keine explizite Reflexion. Informationen und abgeleitetes Wissen aber machen Entscheidungen und Handlungen begründungsfähig und können Engagement sinnhaft binden. Sind die Jüngeren also im Umgang mit der Umweltproblematik auf diese Weise auf jeden Fall souveräner aber auch verantwortungsvoller? Immerhin aber schein dies mit dem Alter zusammenzuhängen, erinnert man sich an die Aussagen etwa von *Begom3*, der sich früher sehr wohl für die Umweltsache in seiner Gruppe engagierte.

Das reflektierte Engagement hängt stark mit den Ansprüchen des Milieus zusammen, meint schließlich *Begom2*. Information, Wissen und Bildung sind nicht für alle Leute die entscheidenden Aspekte. Bei Personen mit geringerer Bildung erwartet *Begom3* eher die Orientierung auf Betroffenheit. Ihm scheint, dass die Strategien von Greenpeace eher diese Bildungsschicht ansprechen. Allerdings deskreditiert er damit seine eigene Orientierung an diesen großen Umweltakteur. Betroffenheit hat wohl weniger mit der Bildung zu tun, denn auch *Begom1* hält sich eher für jemand, die sich aufgrund von Betroffenheit engagiert. Doch wie *Begom3* betont auch *Begom1*, das Wissen beim Einkauf von Lebensmitteln wichtig ist, wofür allerdings ein grundsätzliches Interesse Voraussetzung sei. Es hilft seiner Meinung nach nicht, wenn in den Medien über dramatische Darstellungen Angst gemacht wird. Kann er sich aber eine Meinung aufgrund von Informationen bilden, so kann er auch das Risiko besser gegenüber anderen Risiken des Alltags einschätzen. Zuvor aber schilderte er noch, dass er sich aufgrund von Informationen eher noch verunsicherter fühlt.

In der Diskussion werden neben generationalen auch milieuspezifische Differenzen als Ursache unterschiedlicher Wahrnehmung und Reaktion auf die Umweltproblematik ausgemacht. Dabei widerspricht sich *Begom3*, der zuerst von sich behauptet, dass er aufgrund von Betroffenheit handelt und auch keine Mühe in die Wissensaneignung investiert, nun aber deutlich für Entscheidungen auf Basis einer mehr oder weniger rationalen Basis eintritt. Die Dramatisierung steht der Wissensaneignung entgegen. Hierbei geht es auch um die Möglichkeit der Kontrolle gegenüber Umweltereignissen, Wissen kann der emotionalen Überwältigung und damit einer Handlungsunfähigkeit entgegenwirken. Hier zeigt sich, dass *Begom3* durchaus ambivalent in seiner Orientierung erscheint, was einerseits der Situation geschuldet sein kann, andererseits aber auch auf dem Widerspruch seiner früheren Erfahrungen und seinem aktuellen Erleben beruht.

Damit Umweltaspekte beim Einkauf eine größere Rolle spielen, fällt *Begom2* nur die finanzielle Steuerung ein. Sie kauft nämlich weniger aufgrund ihrer Informationen als nach Gewohnheit ein. Nur wenn etwas auffällig ist, „man merkt, irgendwie schmeckt komisch“ (1946), dann schaut sie sich die Inhaltsstoffe an und wechselt eventuell das Produkt. Hat sich *Begom2* bis dahin zur Frage der Informationsbasiertheit ihrer Handlungen noch nicht geäußert, stellte sie nun klar warum: Informationen spielen eher eine untergeordnete Rolle. Auch sie wird erst durch ein emotionales Erlebnis zur Informationssuche aktiviert.

Im Anschluss diskutieren die Gruppenteilnehmer die Informationen auf Lebensmittelediketten. Diese erscheinen ihnen als unzureichend und schwierig zu verstehen. Darum greifen sie auf andere Informationsquellen zurück. Dies ist jedoch mit hohem Aufwand verbunden und fordert darum einige Kompetenz, diese Informationen zu verstehen. Darum sollte es generelle Regeln für Informationen auf Produkten geben. So sollte die Art der Tierhaltung genannt werden und die Beschriftung mit klar

definierten Begriffen erfolgen, meint *Begom1*. Jedoch ist das augenblicklich nicht der Fall, und so „belügt“ (1978) man sie. Deshalb vertraut er eher den Produkten in Bio-Läden. Da stimmt ihm *Begom2* zu. Für ihn drückt sich in den fehlenden Regeln, die Stärke der Hersteller-Lobby aus.

Sich Informationen über Lebensmittel zu verschaffen, ist aufwendig. Letztlich behindert das aber die Informationssuche nicht. Doch hängt der Nutzen der Informationen von der Eindeutigkeit der Aussagen ab. Diese Eindeutigkeit oder wenigstens die Reduktion des Risikos des Missverstehens wird durch den Einkauf im Bio-Laden verringert. Andernfalls bleiben nur ohnmächtige Verschwörungsspekulationen und negative Emotionen.

## Die Gruppe „Eklas“

Code	Geschlecht	Alter	Ausbildungsstatus	Erwerbsstatus	Haushaltssituation
Eklam1	Männlich	31	Berufsausbildung	Arbeiter	2 Kinder im Haushalt, zur Miete
Eklam2	Männlich	42	Berufsausbildung	Arbeiter	zur Miete
Eklam3	Männlich	44	Berufsausbildung	Angestellter	1 Kind im Haushalt, Wohneigentum
Eklawa1	Weiblich	55	Hochschule	Beamte	Zur Miete
Eklawa2	Weiblich	54	Hochschule	Arbeitssuchend	Wohneigentum
Eklawa3	Weiblich	67	Hochschule	Selbstständige	Wohneigentum

## Umwelt im Alltag

Die Umwelt spielt für *Eklam1* eine wichtige Rolle. So kauft er im Winter keine Erdbeeren, weil die aus Marokko kommen und auch keine Speisekartoffeln aus Ägypten. Der Transport mit dem Flugzeug belastet nämlich die Umwelt. Auch verzichtet er für den Arbeitsweg auf sein Auto, dessen Verbrauch er als eher hoch einschätzt. Stattdessen fährt er mit dem Rad oder geht zu Fuß. Die Mülltrennung hat er mit zehn Jahren nach der Wende in der ehemaligen DDR kennengelernt und beteiligt sich daran. So hat er sich früh daran gewöhnt, auf bestimmte Art den Müll zu trennen.

Der Bezug zur Umwelt stellt sich für *Eklam1* alltäglich über den Einkauf dar. Hier betont er ein weniger alltägliches Problem mit dem Verzicht auf nicht-saisonales Obst und Gemüse. Jedoch ist der Umwelteffekt hier wohl recht klar darstellbar. Den Schadstoffausstoß beachtet er auch bei seiner Mobilität zur Arbeit, wenn er auf das Auto verzichtet. Obwohl ihm die Mülltrennung ganz selbstverständlich ist, kann er diese Praktik als umweltrelevant benennen.

Auch *Eklawa1* als Mitglied eines Naturwarenladens kauft regionale und saisonale Produkte. Ebenfalls fährt sie konsequent mit dem Rad, obwohl das beim Einkauf unbequem ist. Insgesamt scheint sie sich

auch der symbolischen Wirkung ihrer konsequenten Praktiken bewusst, wobei sie sich mit der Entscheidung zur Mitgliedschaft auch selbst schon stark festgelegt hat.

Den Müll trennt auch *Eklam3*, wie das Andere machen. Trotzdem erzeugt sein 3-Personen-Haushalt noch viel Hausmüll. Dabei findet er: „Ja also man tut, also ich sag mal, ich bin jetzt kein Vorzeige-Umweltmensch oder, aber ich denke, dass ich, dass wir, die normalen Sachen, die eigentlich so gehen / die jeder machen muss, die ziehen wir auch mit durch. Im eigenen Interesse“ (411-413). Das betrifft die Mülltrennung, auch regionale Produkte kauft er und nimmt ab und an das Fahrrad. Solche umweltaffinen Alltagspraktiken findet *Eklam2* erwartbar und nimmt diese auch für sich in Anspruch.

Deutlich wird mit dem Beitrag von *Eklam3*, dass um das Umweltproblem in den Alltagspraktiken kein besonderes Aufheben gemacht wird. Er drückt eine Normalerwartung an ein Maß umweltaffiner Gestaltung von Alltagspraktiken aus, die nur schlaglichtartig beleuchtet werden kann. Diese Praktiken passen problemlos zur Bewältigung des Alltags und werden ja überhaupt nur darum auch so realisiert.

Dabei ergänzt *Eklawa3*, dass sie mit der Mülltrennung eine Kompostnutzung betreibt, wobei sie Lebensmittel aber nicht dazu tut, um Ratten nicht anzulocken. Mit ihrem Hinweis auf die Nutzung des Abfalls als Rohstoff macht *Eklawa3* mehr als die anderen auf den Umweltaspekt ihrer Praktiken aufmerksam, weist aber auch auf die Grenzen dieser Art konsequenter Nachhaltigkeit hin.

## **Historische Referenz aktueller Alltagspraktiken**

### ***Auflösung des Lokalbezugs und Beschleunigung***

Die Einstiegssequenzen zu umweltaffinen Praktiken im Alltag leiten sehr schnell zu einem Gespräch über, das sich auf den Vergleich der Situation vor der Wende in der DDR mit der aktuellen kapriziert. Zwischen *Eklawa1*, *Eklam3*, *Eklam2* und *Eklam1* entspannt sich sogleich ein Gespräch um die Art des Einkaufs vor der Wende, in der DDR. Damals war das Einkaufen persönlicher, da die Läden kleiner waren und in der Nachbarschaft stärker verankert, sodass man sie zu Fuß erreichte. Auf diese Weise waren Begegnungen mit anderen einfacher möglich, was im Supermarkt heute kaum noch stattfindet. Die Produkte hatten damals auch eine geringere Haltbarkeit, was auf eine unterentwickelte Konservierungstechnik zurückgeführt wird.

Hier kommt zum einen ein recht nostalgischer Zug in die Diskussion, die den mangelhaften Konsum in seiner Kleinteiligkeit hinsichtlich sozial wärmerer Kontaktmöglichkeiten verklärt. Der Einkauf erscheint so als eine Sozialisierungsgelegenheit, die es so kaum gab. Vielmehr ist davon auszugehen, dass der Einkauf Gelegenheit zur gegenseitigen Versicherung eines gemeinsamen Leidens an kaum befriedigten Konsumbedürfnissen gab. Die heutige Konzentration des Einkaufs auf wenige anonyme Supermärkte steht dieser *Communio-Illusion* entgegen.

Weiter führen *Eklawa1 und Eklam2* aus, dass kleine Läden wegen der Discounter schließen und man weite Wege zum Einkaufen zurücklegen muss. Hat man spezielle Interessen und kauft eher häufiger ein, muss man viele Einkaufswege doch mit dem Auto unternehmen. Die langen Ladenöffnungszeiten stören *Eklawa1* zudem. Mit *Eklam2* ist sie sich einig, dass dies Ausdruck gestiegener Arbeitsbelastung ist, was „Unruhe in unserer Leben“ (1805) bringt. Die Folgen sind weniger Zeit für Kinder und eine schlechte Ernährung. Die Beziehungen erkalten darüber auch in der Nachbarschaft, sodass sich etwa jeder selbst auf den Weg zum Einkauf machen muss und man nichts mehr füreinander mitbringt. Das aber rechtfertigt wiederum längere Ladenöffnungszeiten.

### **Erschlaffende Jugend**

Auf dem Land gibt es heute weniger infrastrukturelle Angebote, bemerkt *Eklawa3*. Doch selbst in größeren Ortschaften fährt man mit dem Auto einkaufen. Da es andere Mobilitätsangebote gibt, fährt man auch weniger Rad. Da stimmen *Eklam2 und Eklam3* zu. Bei Kindern bemerken sie, dass es für sie keine Notwendigkeit gibt, mit dem Rad zu fahren. Das wirkt sich auf die Gesundheit, die Aktivitätsbereitschaft und die sozialen Kontakte aus. „Kinder waren früher aktiver“ (90), meint *Eklam3*.

Kinder mögen heute lieber Fertigprodukte und Ketchup, berichtet *Eklawa1*. Dagegen kommen auch die eigenen Erziehungsbemühungen kaum an, obwohl doch der eigene Sohn wiederum auch gesundheitsbewusster geworden ist und nun auch einfache Gerichte kochen kann. Allerdings stellt sie fest, dass die Eltern ihre Kinder auch immer mehr umsorgen, was selbst vor der Schule nicht haltmacht. Sie werden mit dem Auto hingefahren, bekommen süße, weiche, letztlich ungesunde Pausenverpflegung. Die Kinder sind wenig leistungsfähig: „Die trainieren auch nicht ihre Sprechmuskulatur. Und dann sind sie eben schlapp und nicht mehr so belastbar“ (256-257). Das war bei ihr noch ganz anders.

Anscheinend wirkt sich die letztlich verbesserte Infrastruktur negativ auf die Gesundheit und Leistungsbereitschaft der jüngeren Generation aus, weil die Eltern nicht verantwortlich damit umgehen. Den Ausweg sieht *Eklawa1* im Beispiel ihrer eigenen Jugend und ihrer Erziehungsbemühungen. Obgleich ihr die anderen Gruppenteilnehmer zustimmen, machen sie doch einen resignierten Eindruck hinsichtlich der Entwicklung. Zwar sind die negativen Folgen der infrastrukturellen Entwicklungen wenigstens teilweise zu beherrschen, doch die Mehrheit wählt den bequemen, aber schlechten Weg. Das frustriert *Eklawa1*.

### **Guter, übertriebener und entfremdender Umweltschutz**

Schließlich aber führt *Eklam2* aus, dass doch zu DDR-Zeiten die Luft und das Wasser eine schlechtere Qualität hatten als heutzutage. So färbte sich der Schnee damals schnell schwarz. Die Kinder sind unter schlechten Umweltbedingungen damals aufgewachsen. Und doch gibt es heute mehr Allergien. Das hat

mit den Zusatzstoffen in den Nahrungsmitteln zu tun, da ist sich *Eklam2* sicher, obwohl vor allem seine Frau auf die Inhaltsstoffe achtet. Durch diese sind die Nahrungsmittel länger haltbar, doch ist die Wirkung dieser Zusatzstoffe unklar.

Das Paradox einer besseren Umwelt, aber einer größeren Gefahr durch Zusatzstoffe bei einem allgemeinen infrastrukturellen Komfort lässt die Abwehrkraft der Jugend sinken, sie wird allgemein schlaff bis hin zur Verantwortungslosigkeit sich selbst gegenüber. Dieser Entwicklung scheinen die Diskutanten jedoch hilflos gegenüberzustehen, wenn sie sich nur im nostalgischen Rückbezug zu helfen wissen, der wissentlich verkürzt ist.

Schließlich weisen *Eklam2* und *Eklawa2* nochmals auf die Umweltverschmutzung in früheren Zeiten durch die Industrie hin, was man an schwarzen Wolken, am Gestank in der Luft und am schwarzen Schnee bemerken konnte. Als Imker begrüßt *Eklam2* die Verbesserung der Umweltbedingungen. Darum hat er auch gegen die geplante Müllverbrennungsanlage im Ort protestiert. Immer noch ist es so, dass im Osten eher auf Kosten der Umwelt gebaut wird, wenn Arbeitsplätze damit verbunden sind. So sparen Firmen aus Kostengründen am Umweltschutz, wenn sie ihre Produktion in den Osten verlagern. Er misstraut darum solchen Bemühungen: „Denn die Nacht ist schwarz und dunkel. Und ob die Filter da wirklich alle an sind, und so da grüner, blauer oder gelber Qualm oben raus kommt, das sieht man nicht. (.) Also der Sache kann man nicht wirklich trauen, das fanden wir alle hier nicht schön, dass dann hier wieder so eine Dreckschleuder hingebaut werden soll“ (163-165).

Umweltverschmutzung stellt sich in den Berichten der Gruppenteilnehmer als sichtbares Phänomen dar. Im Vergleich zu früher hat sich das heute eindeutig verbessert. Jedoch ist das Erreichte durch die prekäre wirtschaftliche Lage im Osten Deutschlands bedroht. Hier klingen bei *Eklam2* Misstrauen und Angst um die Gefährdung des Erreichten an.

Doch weiter führt *Eklam2* aus, wird „die Sache“ des Umweltschutzes auch wieder übertrieben. Inzwischen hat der Schutz der Tiere so überhandgenommen, dass deren Bestände andere Tiere bedrohen oder Schutzbauten der Menschen wie Deiche gefährden.

Es kommt *Eklam2* auf ein Gleichgewicht zwischen Umweltschutz, womit er sauberes Wasser und saubere Luft und den Schutz bedrohter Arten meint, sowie den Belangen des Menschen an. Als Imker reklamiert er einen Expertenstatus aufgrund seines natürlichen Interesses an sauberer Umwelt. Auf diese Weise besorgt er sich eine besondere Legitimität für seine Meinung. So macht er sich aber auch tendenziell indiskutabel, was der Grund sein mag, warum er sich nicht in Gemeinschaften wie Umweltverbänden einbringt.

Der Umgang mit dem Müll war zu DDR-Zeiten unverantwortlich. Die Generation ihrer Eltern war da sehr sorglos, stellt *Eklawa1* fest. Die waren „echt kleine Umweltferkel“, die ihren Müll illegal entsorg-

ten. Das hat sich nach der Wende gebessert. Doch wirft man seinen Müll jetzt zwar geordnet fort, dafür aber in viel größerem Umfang. Heute muss man sich im Gegensatz zu früher einen gesonderten Begriff von der Umwelt machen. Damals hat man die Umwelt geachtet, weil es eine Notwendigkeit zur Selbstversorgung gab.

Als später *Eklawa3* feststellt, dass sich die Natur doch erholt hat, es nun wieder viele Tierarten gibt und die Flüsse sehr sauber sind, widerspricht ihr *Eklawa1*. Die Ursache für die vielen Tierarten erkennt sie in den Klimaveränderungen. Denn es siedeln sich nicht heimische Arten an, sondern diese werden durch fremde verdrängt. Daraufhin entspannt sich eine Diskussion über die Ursache der Existenz vieler Kraniche und Störche – ein Umstand, der von der Mehrheit letztlich begrüßt wird.

Der Vergleich des Zustands der Umwelt vor der Wende mit dem danach, zeigt enorme Verbesserungen. Doch haben diese Verbesserungen ihren Preis, wie das Argumentationsmuster von *Eklawa1* und *Eklawa2* deutlich macht: Die Feststellung eines behobenen, schlimmen früheren Zustandes wird relativiert. Die äußeren Schäden der Umwelt haben sich gewandelt zu inneren Schäden der Menschen und ihrer Gemeinschaft, die sich letztlich wieder auf die äußere Umwelt schädigend auswirken oder die Behebung der Umweltschäden pervertiert selbst zum Schaden. Immer verrotten die Früchte der Hoffnung. Insofern haben die rekapitulierenden Beträge eine tragische Gestalt.<sup>6</sup>

Die Bezüge für Lösungen gegenwärtiger Probleme werden nicht in der Gegenwart, sondern allein in der Vergangenheit gesucht, die aber gerade keine angemessenen Lösungen bietet, weil hier die Ursachen für die gegenwärtigen Probleme zu finden sind. Die Rezeption der Vergangenheit spaltet sich dann in geradezu schizophrener Art: Die negative Seite wird nur im unvermittelten Widerspruch zur positiven Seite präsentiert und im Bezug auf die gegenwärtigen Probleme minimiert bzw. verdrängt. Darin drückt sich der anhaltende nostalgische Zug aus, der aber Innovativität kaum vermuten, stattdessen Resignation und Rückzug erwarten lässt. Der Bezug auf die Umwelt ist wenigsten teilweise – nämlich bei den Älteren – von einer Rückzugsbewegung auf unterkomplexe Refugien geprägt, die nicht von ungefähr auf eine Tradition verweist, die vor der Wendezeit beginnt.

## Initialisierung

Die umweltaffine Ausrichtung der Alltagspraktiken assoziieren *Eklawa1* und *Eklawa2* als Vertreter der älteren Generation mit der Mülltrennung, wie sie nach der Wende üblich wurde. Früher hat dafür die entsprechende Infrastruktur gefehlt, doch wurden sie an die richtige Mülltrennung eher durch Kinder

---

<sup>6</sup> Hier kann man von einer Kontinuität der während der DDR-Zeit habitualisierten Argumentationsmuster ausgehen, die allgemein einen tragischen Zug hatte (Bude 1999). Dieses Muster war mit den Erfahrungen der Nachwendezeit von Vielen in Ostdeutschland offensichtlich nicht zu überwinden, denn für einen Wandel im Modus der Weltperzeption sind strukturelle Bedingungen nötig, die genügend Sicherheit verschaffen, um alte Muster zu suspendieren und weitere Quellen der Hoffnung wahrzunehmen. Diese waren nicht für alle gleichermaßen gegeben, sodass die alten Muster sich bewahren konnten (siehe dazu etwa die Beiträge in Zoll 1999).



herangeführt, die das in Schule lernten. Das bestätigt *Eklam1* als ein Jüngerer. Ihm ist Mülltrennung als umweltaffine Praktik wichtig.

Vor der Wende war diese Praktik letztlich unbekannt und der besorgte Bezug auf die Umwelt eher marginal. Nur *Eklama2* berichtet von ihrem Großvater, der ihr beibrachte, die Umwelt zu achten und maßvoll mit dem Müll umzugehen. Eine echte Erziehung zum Mülltrennen aber gibt es erst heutzutage. Jedoch ist auch erst heute die Mülltrennung notwendig, insistiert *Eklam2*. Da es weniger Verpackung gab, war auch nicht so viel wegzuwerfen. Um so ärgerlicher ist es, wenn heute noch Abfall illegal entsorgt wird, meint *Eklam2*, schließlich ist das heute adäquat möglich. Jedoch hat er bis dato noch niemanden zur Rede stellen können, was aber auch mit einigem Risiko verbunden ist, wie *Eklama1* aus eigener Erfahrung zu Bedenken gibt.

Der Beginn umweltaffiner Handlungen bleibt auf Mülltrennung beschränkt, die einerseits als fremdbestimmte Handlung, andererseits als Notwendigkeit erlebt wurde und erklärt wird. Bezogen auf die Mülltrennung hatte diese zu Vorwendezeiten gar keinen Sinn.

Auf die Nachfrage nach signifikanten Ereignissen, die zu einem Nachdenken über Umweltprobleme führen würden, meint *Eklam3*, dass diese am „eigenen Leib“ (1869) erlebt werden müssen. Doch bezweifelt *Eklam1*, dass sich dadurch etwas ändern würde, weil das ökonomische Primat als absolute Profitforderung alles andere ohnehin übertönt. Der Schutz der Umwelt bleibt so entweder banal als Mülltrennung bezeichnet oder aber als Katastrophe, entweder in Form leiblicher Zerstörung oder unheilbarer Ignoranz.

## **Konsum**

### ***Mobilität***

Die Gruppenteilnehmer sind sich allerdings der Umweltrelevanz ihrer Alltagshandlungen auch über das Mülltrennen hinaus im Klaren. So berichtet *Eklam2*, dass er aus Zeitgründen, wegen bestimmter Transportaufgaben oder auch aus Bequemlichkeit nur ungern auf das Auto verzichtet. Gelegentlich nutzt er stattdessen sein Moped, das einen geringeren Treibstoffverbrauch hat. Letztlich hätte ein Verzicht auf das Auto keinen Zweck, weil der Schwerlastverkehr zunimmt. Als „95-Prozent-Autofahrer“ bezeichnet sich *Eklam3*, doch er „[h]abe – Gott sei Dank – die Ausrede, weiter Weg zur Arbeit (Lachen anderer)“ (394-395). Ohne Auto würde er da allerdings nicht hinkommen. Insofern hat er da stärkere Gründe als etwa die überalterten polnischen LKWs oder Berliner Taxen. Auch *Eklama1* nutzt das Auto eher regelmäßig, weil sich damit verschiedene Aufgaben zeitnah im Alltag erledigen lassen, was sonst umständlicher wäre.

Für *Eklam2* wie für *Eklam3* sind die Folgen des eigenen Mobilitätshandelns marginal im Vergleich zu anderen. Beide signalisieren aber recht deutlich, dass das Autofahren für sie gar nicht zur Debatte steht, wenn selbst Bequemlichkeit als ausreichender Grund angeführt oder das Auto sogar zum Identitätsaspekt wird. Dass sie sich damit gegen erwartete Werte in Szene setzen, ist beiden bewusst. Deutlich zeigt sich das durch *Eklam3*s Bemerkung, dass er sich einer plausiblen Lüge bedient. Wäre seine Angewiesenheit auf das Auto dermaßen alternativlos, wie er es darstellt, wäre diese Aussage unnötig. Dass er aber hier auf einen Konsens im ignoranten Umgang einem als geltend angenommenen Wert rechnen kann, zeigt das zustimmende Gelächter an. Der Verweis auf größere Sünder als man selbst, sorgt für die eigentliche Legitimität des eigenen Handelns. Selbst wenn man aber keinen besonderen Wert auf das Auto legt, ist dessen praktischer Nutzen nicht zu ersetzen.

Hingegen verzichtet *Eklawa2* ganz auf ein Auto. Sie erkennt den Zusatznutzen des Radfahrens im Fitnessgewinn. Doch dafür braucht man genügend Zeit und darf keine weiten Arbeitswege haben. Insofern erscheint der Verzicht auf ein Auto auch als ein Luxus. Zur Erholung fahren *Eklawa3* und *Eklawa2* auch mit dem Rad oder Wandern in der schönen Region, auch wenn das anstrengend ist. Beide sind sich mit *Eklam2* einig, dass ein Urlaub mit Schiff und dem Rad oder gar zu Fuß sehr gut ist, sieht man doch von der Landschaft am meisten. Ihren Urlaub hat *Eklawa1* in letzter Zeit vor allem in der Region verbracht, etwa im eigenen Garten. Das war insbesondere wegen des schlechten Sommerwetters eine gute Entscheidung gewesen.

Im Anschluss entfaltet sich zwischen *Eklawa1*, *Eklawa2*, *Eklawa3* und *Eklam2* eine Diskussion über die Bewertung von Flugreisen. Sie einigen sich, dass Flugreisen in Ordnung sind, wenn man nicht so häufig fliegt und längere Zeit am fernen Zielort verbringt. Allerdings muss man sich auch durch Reisen ein Bild von der Welt machen können. Inzwischen hat man als ehemaliger DDR-Bürger nach der Wende die Welt ausführlich bereist, weswegen man also „kein schlechtes Gewissen“ (562) zu haben braucht, meint *Eklam2*.

Der Urlaub in der Region bietet Erholung, wenn man sich Zeit lässt. Dafür nehmen die Gruppenteilnehmer auch Anstrengungen in Kauf. Die Zeit des Fliegens scheint für die Älteren hinter ihnen zu liegen. Nachdem sie die Möglichkeit hatten, die Welt zu bereisen, haben sie diese genutzt. Flugreisen erscheinen so betrachtet wie ein Anrecht des Bürgers der Welt. Nachdem man aber die Welt kennengelernt hat, sollte man aber maßvoll mit den Flugreisen umgehen, weil diese eine hohe Umweltbelastung darstellen.

## **Energie**

Im Grunde bemühen sich *Eklawa1*, *Eklam1* und *Eklawa2* um das Energiesparen. Doch sind im Alltag andere Motive vorgelagert, wenn die Wäsche gewaschen werden muss oder man sich an Bequemlichkeiten wie die Stand-by-Schaltung gewöhnt hat.

Während einer Urlaubsreise fiel *Eklawa1* auf, dass die Leute in Schweden gar nicht so umweltbewusst sind, wie allgemein behauptet wird, denn überall brannten Lichter. Sie selbst achtet darauf, immer alles Licht auszuschalten. Wegen der heute üblichen Energiesparlampen aber hält *Eklam1* dies für unangemessen, weil diese längere Zeit brennen sollten. Er vermisst diesbezüglich eine adäquate Information der Verbraucher. Hier wären LED-Lampen eine sinnvolle Alternative, meint *Eklam3*, jedoch sind diese zu teuer. Der Umgang mit dem Licht richtet sich nach der Gewohnheit, egal welches Leuchtmittel man einsetzt. Letztlich betreibt man das Energiesparen wie die Mülltrennung und die Umrüstung der Autos auf alternative Antriebe aus Kostenerwägungen, sind sich *Eklam3* und *Eklam2* einig. Solche ökonomische Orientierung aber ist dem Umweltschutz abträglich, ergänzt *Eklam2*. Von der Macht der Verbraucher zeigt sich hingegen *Eklawa1* überzeugt, die durch ihre Nachfrage Einfluss auf Angebote und Produktentwicklung nehmen können.

Das Wissen um die Notwendigkeit des Energiesparens ist allgemein bekannt, doch kollidiert dessen praktische Umsetzung mit den als alltägliche Erfordernisse aufgefassten Aufgaben oder mit den schon eingeübten Praktiken. Umweltschutz und hier Energiesparen erlangen als Motiv für die Praktiken darum keine Bedeutung. Trotz dieser gemeinsamen Feststellung ist es *Eklawa1* ein Anliegen, eine behauptete Position zu diskreditieren und damit das eigene Verhalten als das richtige auszuweisen. Als sie sogleich den Irrtum über ihre vorgeblich richtige Praktik vorgeführt bekommt, betont sie die Unvermeidlichkeit der Gewohnheit, die durch ihre Entscheidung nicht erreicht wird. Insofern spricht sie sich hier frei vom Fehlverhalten, dass sie anderen aber vorwirft. Die mangelnde Aufklärung zum richtigen Einsatz von Energiesparlampen kann hier noch als nachträgliche Legitimation verstanden werden. Das Motiv hinter den Sparpraktiken wird jedoch allgemein hinterfragt. Der Vorwurf anderen gegenüber, nur auf die Kosten zu sehen, erreicht hier auch die Gruppenmitglieder selbst. Ihnen ist ganz klar, dass ihre sparsamen Praktiken anderen als den umweltbezogenen Erwägungen entspringen. Das erwarten sie im Grunde von allen.

Das ambivalente Verhalten vieler hinsichtlich der Energiewende spricht *Eklam2* darüber hinaus an. Alle wollen die Atomkraft abschaffen, wehren sich aber gegen den Ausbau erneuerbarer Energien. Er hält Atomkraft für notwendig, da die alternativen Energieerzeugungsarten den Bedarf nicht decken können. Aus Kostengründen wird aber wohl auf Sicherheit verzichtet. Auch *Eklam1* versteht Windkraft-Gegner nicht. Hingegen kennt *Eklawa1* Gründe gegen die Windkraft: die Lautstärke der Windräder und der Vogelschutz.

Die Gruppenmitglieder *Eklawa1*, *Eklawa2*, *Eklam2* und *Eklam3* diskutieren im Anschluss, welche Folgen die Energiewende haben wird und wie der Energieverbrauch in den Haushalten gedrosselt werden kann. Jedoch sind *Eklam1* und *Eklam2* überzeugt, ohnehin wenig Strom zu verbrauchen. Aus finanziellen Gründen hat *Eklam2* den Stromanbieter gewechselt, der Anteil erneuerbarer Energie war dabei zweitrangig. Ohnehin hält *Eklam3* den grünen Strom bisher noch für überteuert, soweit ihm Angebote bekannt sind. Doch findet er den Ausweis als Ökostrom auch wenig glaubhaft. Da erkennt *Eklawa1* ein Problem bei der Angebotsdarstellung. Es fehlen Informationen von den Anbietern, welcher Strom aus der Steckdose kommt.

Das Meinungsbild zur Energiewende und den aktuellen Angeboten sowie Möglichkeiten auf dem Strommarkt sind wenig von Informationen gekennzeichnet. Das Funktionieren des Stromnetzes und das Zustandekommen der Stromsorten sind den Diskutanten offensichtlich unbekannt. Es herrscht ein eher naives, zu gegenständliches Bild vom Produkt Strom vor. Von hier aus erscheint der Nachweis von Strom aus erneuerbaren Ressourcen unglaublich. Aufklärung ist darum eher grundsätzlich über das Stromnetz nötig. Es herrscht ein Konsens darüber, dass finanzielle Erwägungen die Prämisse für oder gegen umweltaffines Handeln sind.

### ***Kleidung und Nahrungsmittel***

Neben dem Stromkonsum sprechen *Eklawa1*, *Eklam3* und *Eklam2* auch Probleme beim Kauf von Kleidung an. Diese wird meistens in Ländern hergestellt, wo die Arbeitskräfte sehr billig sind. Es ist jedoch sehr schwer, andere Kleidung zu kaufen. Doch dieses Thema ist vielleicht wegen seiner Alternativlosigkeit nicht weiter interessant für die Gruppe, sodass es schnell wieder fallen gelassen wird.

Viel mehr interessiert sich die Gruppe für Nahrungsmittel. So erzählt *Eklam2* mit Blick auf einen regionalen Bio-Produzenten, dass die meisten Waren anders als die Bio-Lebensmittel oft unnötig lange transportiert werden, weshalb er etwa auf nicht-saisonale Produkte verzichtet, um solchen Transport nicht indirekt zu unterstützen. Bei den Produkten, insbesondere der Milch des Bio-Produzenten meint *Eklawa2*, dass sie diese sogar besser vertrage. Konventionelle Milch muss man hingegen wegen der geringen Haltbarkeit im Tetrapack kaufen, und weil es gar keine andere mehr gibt, sind sich *Eklawa2*, *Eklam2* und *Eklawa1* einig. So hat man aber auch immer noch den Müll, der sich durch die Plastikbeutel beim Einkauf noch vermehrt, die zudem auch noch bezahlt werden müssen.

Anders als den Produkten im Supermarkt, meint *Eklam3*, kann man den Produkten der Kleinanbieter auf dem Wochenmarkt vertrauen. An ihren Händen erkennt *Eklawa2*, dass diese regionalen Anbieter ihre Produkte selbst anbauen. Doch kauft sie nicht diese regionalen Produkte. Stattdessen ist sie von ihren Kindern angehalten, nur fair gehandelte Lebensmittel und sogar Kleidung zu kaufen. Die Preise sind dafür zum Teil recht hoch, sodass sie hier auch mal eine „Sünde“ (1644) begeht, für die sie sich vor

sich selbst schämt. Doch macht sie sich mit so einer Sünde auch eine Freude. Dies muss sie aber vor ihrem Sohn, der Veganer ist, rechtfertigen, was sehr anstrengend ist. Dafür bedauert sie *Eklam1* ausdrücklich.

Der regionale Bio-Produzent ist der Maßstab für die Beurteilung von Lebensmitteln. Dabei ist aber weniger die Produktionsweise interessant, als dass diese Produkte einen kürzeren Transportweg haben. Erschöpft sich im Meiden nicht-saisonalen Produkte wegen des langen Transportweges die Umweltrelevanz des Lebensmitteleinkaufs? Bio-Lebensmitteln wird mit der besseren Verträglichkeit ein weiterer Mehrwert zugeschrieben. Letztlich kommt es den Gruppenmitgliedern auf Regionalität an, die auch Grundlage des Vertrauens in die Händler ist. Der vermeintliche Kontrollaspekt kommt im Anblick der Hände der Wochenmarktanbieter zum Ausdruck. Irritierend ist jedoch, dass fair gehandelte Produkte, nicht nur den Bio-, sondern auch den Regionalstatus ersetzen. Das hat im Grunde auch nichts mit einer veganen Lebenseinstellung zu tun, wird aber hier in eins gesetzt. Das mütterliche Unverständnis drückt sich hier nicht nur in ihrer Distanz als Opfer der Ideologie ihres Sohns aus, sondern eben auch in der Vermengung aller Begriffe, die letztlich nur noch das Nicht-Konventionelle bezeichnen.

## **Alternativen**

### ***Gartenbau und Selbermachen***

Da bietet sich gerade bei den Lebensmitteln die eigene Herstellung als Alternative an. Soweit es geht, versuchen *Eklawa1* und *Eklam2* mit ihrem Kleingarten, Nahrungsmittel selbst herzustellen. Auch kaufen sie Selbstgemachtes. Aus seinem Obst lässt *Eklam2* durch eine Mosterei Saft herstellen, mit dem auch die Verwandtschaft versorgt wird. Allerdings nutzt *Eklawa1* ihren Garten nicht mehr wie früher so stark zur Selbstversorgung, weil das Angebot heute doch üppig ist. Trotzdem hält sie noch daran fest, weil ihr die Gartenarbeit gefällt. Das Selbermachen gilt es auch den Kindern durch den Besuch von Streuobstwiesen und Mostereien zu vermitteln, wie sie weiter meint. Obst von der Streuobstwiese ist naturbelassen und nicht chemisch geschönt, wie das Obst im Supermarkt, wirft *Eklam2* ein. Fruchtjoghurts mixt sich *Eklam2* selbst, weil er so die Kontrolle über die Inhaltsstoffe hat, doch nimmt das Zeit in Anspruch, die wohl nicht jeder investieren will. Auch *Eklawa1* kennt solche Leute, die zwar teure Küchen haben, die aber nicht nutzen.

Der Eigenanbau macht unabhängiger vom konventionellen Lebensmittelangebot. Teilweise ist man auf besondere Infrastruktur, etwa die Mosterei, angewiesen, die man unter Umständen nur mit dem Auto erreicht. Da aber mit dem Gartenbau heute keine Versorgungsengpässe zu überbrücken sind, hat er keinen existenziellen Status mehr. So kann sich die Gartenarbeit als Hobby und Erholung genügen. Jedoch vermittelt das Selbstmachen auch Naturnähe und Einblick in Produktionsprozesse, was die Diskutan-

ten als nützlich für die Kindererziehung ansehen. Darüber hinaus ermöglicht die Selbstversorgung aber auch eine bessere Kontrolle der Lebensmittel hinsichtlich Zusatzstoffe und Chemie. Dafür aber muss man auch bereit sein, Arbeitszeit und Arbeitsmittel zu investieren.

Einen Garten haben auch Eklawa<sup>3</sup> und Eklawa<sup>2</sup>. *Eklawa<sup>3</sup>* nennt ihren einen „Schön-Garten“ (837) und *Eklawa<sup>2</sup>* gibt zu, dass ihrer kein ausgesprochener Nutzgarten ist. Trotzdem ernten sie gern ihr Obst und frieren Vorräte ein. Daraufhin folgt ein Austausch von *Eklam<sup>2</sup> mit Eklawa<sup>1</sup> und Eklawa<sup>2</sup>* über Blüh- und Erntezeiten verschiedener Früchte und über die Veränderungen übers Jahr hinweg.

Auch *Eklam<sup>3</sup>* baut Gemüse an, was er aber eher spontan angeht. Im Frühjahr „packt es“ ihn (901), und aus Lust und Laune baut er Bohnen an, die dann aus dem eigenen Garten auch besonders gut schmecken. Auch *Eklam<sup>2</sup>* kennt so etwas. Schließlich weiß man auch, wie viel Arbeit drin steckt, wenn die Ernte üppig ausfällt. Daneben sammeln *Eklam<sup>2</sup> und Eklawa<sup>2</sup>* aber auch Holunder nach dem ersten Frost und pflücken wilde Pflaumen, um daraus Likör zu machen. Dazu machen sie sich über das Internet kundig, probieren manches aus und tauschen sich mit Nachbarn aus. Allerdings betonen sie auch, dass sie noch einiges von ihren Großeltern wissen. Wichtig ist allerdings, dass man sich ausreichend Zeit nimmt. Leider wird das überlieferte Wissen heute aber auch aus Zeitmangel nicht mehr genügend geachtet. Doch die Vermittlung ist nicht eben leicht, wie *Eklawa<sup>3</sup>* ausführt, die darauf insistiert, dass ihre Enkelkinder das Selbermachen von allein akzeptieren und einfach durch ihr Beispiel lernen. Das Selbermachen spart letztlich auch Geld, das man nur unnötig für auswärtiges Essengehen ausgeben würde, ist sie sich mit *Eklawa<sup>1</sup> und Eklam<sup>2</sup>* einig.

Der eigene Garten ist ein Mittel der Erholung. Der Anbau und die Verarbeitung von Obst und Gemüse dienen dann dem Selbsterleben und der Selbstverwirklichung in Auseinandersetzung mit der Natur, wie der Austausch zu den jahreszeitlichen Veränderungen zeigt. Diese Beobachtungen der Regelmäßigkeit, die zwar durch Phänomene wie den Klimawandel bedroht ist, wirken auch als Versicherung in einer unsicheren Welt. Dann kann man erst recht die Ergebnisse der eigenen Arbeit schätzen. Die Kontrollmöglichkeit dieser Produkte trotz der Abhängigkeit von den Witterungsbedingungen trägt zum positiven Selbsterleben bei. Das reicht mit der Wildsammlung über den eigenen Garten sogar hinaus. Um aber erfolgreich zu sein, muss man wissen, was man tut. Dabei bedienen sich die Gärtner der Gruppe sämtlicher Informationsquellen. Die Betonung überkommenen Wissens aber führt vor allem Eklawa<sup>3</sup> ad absurdum, wenn sie einerseits auf die Zeitabhängigkeit der Wissensvermittlung hinweist, sich selbst jedoch keine Zeit dafür nimmt, sondern auf Übernahme ihres Beispiels setzt. Wahrscheinlich ist jedoch, dass sie es selbst nicht anders kennengelernt hat. Als eigentliches Argument wird wieder die Geldersparnis angeführt, mit der sich die nachfolgenden Generationen letztlich selbst vom Sinn des Selbermachens überzeugen sollen.

## **Engagement und Alltag**

Als über den Weltgipfel in Rio de Janeiro 1992 in den Medien berichtet wurde, beteiligte sich *Eklawa2* an der Gründung einer lokalen Agenda-Initiative, weil sich etwas verändern sollte. Die Eigeninitiative stellte sie vor Herausforderungen, Themen zu definieren, Engagement zu fördern und die Interessierten zum aktiven Mitmachen zu bewegen. Doch schaffte sie das nicht, weil ihr etwas zum „richtige[n] Macher“ (703) fehlt, weshalb der Agendaprozess wieder einschief.

Daraufhin gibt *Eklam1* zu bedenken, dass man zum Engagement auch Zeit und Kraft erübrigen können muss, was er sich gar nicht vorstellen kann. Darum fragt er, ob und wie andere das mit Kindern neben den Alltagsaufgaben und auch der Gartenarbeit schaffen.

Erziehung und Zeit mit Kindern konnte *Eklawa1* mit Gartenarbeit vereinbaren und deren Naturnähe prägen. Heutzutage sind die Eltern überlastet, nehmen sich darum keine Zeit mehr zum Kochen und kaufen billige Fertigprodukte, meint sie. Eine gesunde Ernährung der Kinder, die auch noch Umweltaspekte beachtet, wird gemeinsam von *Eklawa1*, *Eklawa3* und *Eklam2* daraufhin als Herausforderung beschrieben. Sie ist meist teurer und zeitaufwendiger. Doch nehmen sich Eltern keine Zeit mehr dafür, was zu dickeren Kindern führt. Darum haben Kinder im Gegensatz zu früher keinen Sinn mehr für Selbstgemachtes.

Auch sind sich *Eklawa1* und *Eklawa2* sowie *Eklam2* einig, dass Kinder heute zu sehr behütet werden, wie *Eklawa1* an einem Beispiel erläutert. Wegen dieser Übervorsicht aber bekämen sie erst Krankheiten. Würden die Kinder der Fürsorge maßvoller ausgesetzt, wären sie gesundheitlich stabiler, meint *Eklawa1*: „Kinder müssen eine Handvoll Dreck essen im Jahr, dann haben sie auch ihre Abwehrstoffe“ (820).

Die Berichte zur Rio-Konferenz haben bei *Eklawa2* großen Eindruck gemacht, sodass sie sich einbringen wollte. Doch war sie den Herausforderungen nicht gewachsen, als sie lernen musste, dass sie als Initiatorin den Prozess nicht nur einmal, sondern dauernd anstoßen muss. Die Reaktion von *Eklam1* gibt implizit die Ursache für das Scheitern an: Es gibt immer noch anderes zu tun im Alltag. Die Absicht zur Legitimation steckt dann eigentlich hinter der Frage nach der Alltagsorganisation der anderen. Und auch die Antworten darauf deuten auf die Trägheit der Alltagspraktiken hin, die sich nur schwer durch Ereignisse irritieren lassen, die nicht unmittelbar ihren Ablauf stören. Denn *Eklawa1* antwortet gar nicht mehr auf die Frage nach der Möglichkeit von Engagement, sondern führt nur noch etwas zur veränderten Art der Erziehung aus, die sie als nicht richtig empfindet. Diese veränderte Art der Erziehung von Kindern ist eine Störung ihrer praktischen Erwartungen, deshalb tangiert sie dies, nicht aber ein Ereignis wie die Rio-Konferenz.

Das wird später noch deutlicher als ausdrücklich nach der Konferenz gefragt wird. Dazu fällt *Eklawa1* lediglich die zurückhaltende Haltung der USA ein, was aber der Fall bei diversen Klimakonferenzen war. Doch dieses Fehlverhalten ist ihr um so unverständlicher als doch die Umweltprobleme global zu betrachten sind, wie etwa die Gesundheitsrisiken infolge der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl sowie die globale Nahrungsmittelproduktion und deren Verteilung zeigen. Daher sind gemeinsame Lösungen notwendig. Doch ist sie wenig optimistisch, dass die Probleme der Umwelt gelöst werden.

Ihr Argumentationsmuster, auf das Fehlverhalten anderer hinzuweisen, um von dort ihre Position als richtige herauszustellen, wiederholt *Eklawa1* auch hier. Sie hat nämlich das Umweltproblem als Globales, nur gemeinsam zu Lösendes, verstanden. Wenn dies andere, mächtigere Akteure nicht verstehen, unterstellt sie damit auch implizit moralisches Fehlverhalten und nicht nur einfach Dummheit. Dadurch wird aber die Argumentationsfigur überhaupt als Forcierung moralischer Diskrepanz deutlich. Mit dieser wird die eigene Superiorität betont, was die Grundlage dafür ist, sich gerade nicht zu verändern.

Dieses Muster lässt sich weiter verfolgen, wenn *Eklam2* den Umgang mit Genmanipulation zur Diskussion stellt, die einerseits verboten sei, andererseits aber beforscht wird. Den Einfluss der Industrie, die ihren Profit sichern will, vermuten *Eklawa1* und *Eklawa2* bei der Fortsetzung der Forschung trotz Verbot. Genmanipulation ist problematisch für *Eklam2*, weil er nicht kontrollieren kann, ob seine Bienen zu genmanipulierten Pflanzen fliegen, denn es ist schwierig zu erkennen, wo diese stehen. Doch hat er sich auch nicht informiert, weil er glaubt, dass man ihm die Wahrheit nicht sagen würde. Auch *Eklawa2* meint, dass man den genmanipulierten Pflanzen ihre besondere Art äußerlich nicht ansieht. Das hat sie erfahren, als sie an einem Protestcamp gegen den Anbau solcher Pflanzen in der Region teilnahm. Dabei dienen genetische Veränderungen von Pflanzen nur dazu, die Ertragzeiten auszuweiten oder bestimmte Eigenschaften, die die Konsumenten nachfragen, zu züchten. Außerdem nennen *Eklawa2*, *Eklam2* und *Eklawa1* als weitere Gründe die Schädlingsresistenz oder Zuschläge für Bauern. Dabei könnten Schädlinge auch mit alternativen Methoden, wie veränderte Fruchtfolgen, zurückgedrängt werden. Und so stellt *Eklawa2* fest: „Also Geld ist der Feind der Umwelt. Immer wieder hören wir dies und jenes. Also eigentlich ist Geld ist Feind der Umwelt“ (1529-1530). Und *Eklam2* stimmt zu: „Eigentlich ja. Eigentlich ist das so. Im Endeffekt kommen wir immer wieder auf das Thema Kosten, Geld, Profit“ (1532-1533).

Die Diskussionsteilnehmer sind sich einig, dass ökonomische Rationalität dem Umweltgedanken zuwiderläuft. Diese Deutung reduziert ein komplexes Thema wie die Genforschung zu einer übersichtlichen Akteurskonstellation. Misstrauen findet darin mindestens weitere Gründe, was schließlich sogar die Informationsakquise unterbindet und zur weiteren Stabilisierung von Gegnerschaft und Misstrauen führt. Denn obwohl man ganz klar auf Expertenwissen angewiesen ist, vertraut man eben jenen Experten gerade nicht. Damit aber treten deutlich die Züge von Protestbewegungen hervor, die letztlich auf unter-



komplexe Problembeschreibungen verfallen und sich so schließlich nur noch selbst perpetuieren.<sup>7</sup> Ist man jedoch nicht einmal eingebunden in die Protestbewegung, verfolgt nur misstrauisch die Gegner und verweigert sich der Kommunikation, endet man tragisch als vermeintlich rechthabend Wissender in Einsamkeit.

Als Alternative dazu erscheint *Eklawa2* der Lebensstil ihres Sohns, der sich dem modernen Konsumgebot verweigert und stattdessen in einem Bauwagen mit wenig Geld lebt und sein Einkaufshandeln überaus konsequent verfolgt. Das findet *Eklawa1* „übertrieben“ (1667), aber *Eklawa2* akzeptiert die Lebensweise, obwohl auch ihr diese „extrem“ (1664) vorkommt. Sie fühlt sich sogar ein wenig von seinem Vorbild inspiriert. Aber auch *Eklawa1* kennt so eine Situation, denn auch ihre Tochter hat sich extrem für den Tierschutz engagiert, ist Vegetarierin geworden und hat schließlich versucht, alle tierischen Produkte zu vermeiden. Doch ist das letztlich nicht in aller Konsequenz möglich. Und so meint *Eklawa1*: „Man müsste eben die Mitte treffen“ (1705). Da pflichtet *Eklam1* ihr bei. Ohnehin hält er die Menschen an sich für selbst- und naturzerstörerisch und glaubt nicht an deren Veränderung. Er selbst versucht sich für die Umweltbelange einzusetzen, so gut er kann. Doch hat er nur wenig Zeit zur Verfügung.

Die persönliche Betroffenheit hält *Eklam2* für den eigentlichen Motor, das eigene Handeln zu verändern. Andere Anlässe zur Veränderung verpuffen nur. Hingegen glaubt *Eklawa2*, dass man sich nur genügend vor Augen führe muss, wie abhängig man von der Umwelt ist, um aktiv zu werden. So hätten ihre Großeltern schon in diesem Sinne gehandelt. Aber sie sieht auch Schwierigkeiten, die Leute dauerhaft für so eine Idee wie die „wahre Umwelt“ (1925) zu engagieren, wie sie es bei der eigenen Agenda-Arbeit erlebte.

Auch wenn *Eklam1* Engagement letztlich für unwirksam hält, meint er doch, „man sollte nichts unversucht lassen“ (1936), weshalb er an einer Aktion mit Kindern im örtlichen Zoo teilnehmen will. Die Beschäftigung mit Kindern hält auch *Eklawa2* für sehr wichtig, um sie zu „wachen Menschen“ (1957) zu erziehen, was man aber vor allem während der eigenen aktiven Elternphase machen sollte. Doch *Eklawa1* fühlt sich angesichts der technisierten Umwelt mit umweltaffinen Erziehungszielen der Naturnähe und -liebe wie „Don Quichote“ (1962). Man kann nicht so sehr auf Einsicht und Freiwilligkeit bauen, wenn man etwas erreichen will, sind sich *Eklam2* und *Eklawa1* einig. Darum helfen wohl nur „Pflichttage“ (1968), an denen auf das Auto oder Technik im Allgemeinen verzichtet werden muss. Auf diese Weise kann man wieder „Kraft und Freude an der eigenen Arbeit“ (1975-1976) erleben. Jedoch wäre das ein Zwang, weiß *Eklawa1*, der im Widerspruch zur heutigen freien Willensbildung steht: „Ne, das

---

<sup>7</sup> Auf diese Art beschreibt Luhmann (1996: 75 ff., 79 ff., 201 ff.) den Protest als Immunsystem der Gesellschaft, der sich einerseits als Ideologie ultrastabil hält, andererseits vom Scheitern wie vom Erfolg bedroht ist, indem sein Thema entweder für die Kommunikation irrelevant oder hyperrelevant wird. In beiden Fällen erzeugt der Protest keine Resonanz, weil er nicht mehr gehört wird oder eben alle im Sinne einer Normalerwartung davon inmitten der Politik sprechen.

alle gezwungen werden. Aber da kommt es wieder: Wir haben eine Demokratie. Das geht nicht“ (1986-1987). Und so schließt *Eklam2*: „Wird ein Traum bleiben, ja.“(1989).

Es ist schwierig zu sagen, was angemessenes, richtiges Handeln ist. Die am Beispiel der Kinder erlebten Extreme faszinieren und erschrecken die Eltern, bleiben ihnen aber letztlich fremd. Bei ihren Kindern bleibt ihnen nur, deren Lebensweisen zu akzeptieren, aber verallgemeinerbar erscheinen sie ihnen nicht. Nur ein Mittelweg ist realistisch. Die Mitte gilt es zu halten zwischen den Extremen, aber es gilt die Mitte auch zu treffen, als eigentliches Ziel. Mit der Mitte werden zwei Handlungsoptionen angesprochen, nämlich ein defensiver Balanceakt und eine aktive Strategie. Wie sehr aber selbst die Mitte eine extreme Position bezeichnen kann, ahnen am Ende auch die Diskussionsteilnehmer, wenn sie sich ihrer zwangskollektivistischen Fantasien als undemokratisch bewusst werden. Das Bedauern über die Unmöglichkeit dieser Art zwanghafter Vergemeinschaftung aber können sie sich auch dann nicht enthalten. So läuft diese Diskussion letztlich auf das Dilemma einer Entscheidung zwischen Freiheit zur Dummheit und erzwungene Gerechtigkeit hinaus, bei der sich hier ein Teil lieber für die Gerechtigkeit in Unfreiheit entscheidet. Was den anderen bleibt, ist die Hoffnungen, die Kinder mögen sich der Umweltprobleme besser annehmen, sodass man nicht mehr gegen Windmühlen kämpft und Riesen meint.

## **Umwelt als Problem – Vergleich der debattierten Themen**

Die Themen der Gruppendiskussionen wurden zunächst durch den Leitfaden des Diskussionsleiters initiiert. Je nach Gruppendynamik setzten die Diskutanten thematische Schwerpunkte oder warfen eigene Themen auf. Die Rolle des Diskussionsleiters beschränkte sich dadurch in üblicher Weise auf einen rückgezogenen Stimulator und eine explizite Regelinstanz.

Der Einstieg zur Gruppendiskussion erfolgte mit der Frage nach den jeweiligen Alltagsroutinen, die Gruppenmitglieder für umweltrelevant halten. Dieser Einstieg verlief zugleich als Vorstellungsrunde, bei der sich die Gruppenmitglieder gegenseitig vorstellten. Der jeweils erste Redner setzte mit seinem Beitrag erwartbar eine in thematischer Hinsicht starke Orientierung für die darauffolgenden. So wurden die zuerst angesprochenen Themen in den folgenden Beiträgen ebenfalls behandelt und gegebenenfalls um weitere Themen ergänzt. Bei aller erkennbaren Determiniertheit lassen sich anhand der Einstiegsbeiträge im Vergleich der Gruppen untereinander die relevantesten Praxisfelder und Formen der Praktiken identifizieren.

Die Themenfelder berühren in den Gruppendiskussionen nicht zufällig die typischen Konsumfelder. So wurden Energie und Wasser, Mobilität sowie Lebensmittel bereits in den Einstiegssequenzen genannt. Daran schlossen dann Mülltrennung und Verpackung an. Der Kauf von Kleidung, von Elektronik- und Haushaltsgeräten, von Belangen um das Auto und rund ums Haus sowie der Urlaub waren

weitere Themen. Die Differenz dieser Bereiche verläuft entlang einer Achse der Einkaufsfrequenzen, die sich vom alltäglichen Bedarf zum einmaligen Anschaffen erstreckt. Diese Felder werden durch weitere Themen flankiert, die mit der Lokalisierung, der Qualität, der Kontrolle und Gestaltung der Waren und Dienstleistungen zu tun haben.

**Mobilität:** Die Praktiken im Feld der alltäglichen Mobilität erstrecken sich auf das Fortbewegen zu Fuß, die Nutzung des Fahrrades, des ÖPNV, der Bahn und des Autos. Alltägliche Mobilität verfolgt im wesentlichen drei Zwecke: der Bewältigung von Arbeitswegen, Familienwegen und Einkaufswegen. Regelmäßige Wege in der Freizeit etwa im Zusammenhang mit sportlicher Betätigung waren kein Thema.

Die konkrete Gestalt einer Praktik hängt dabei generell von der Zielbestimmung in der Differenz von nah und fern, von der Art der Aufgabe ab: als einzeln kompakte oder vielfältig verteilte, der Gestaltung des Weges als direkt geradlinig oder indirekt zirkulär sowie der Erreichbarkeit und Verfügbarkeit der jeweiligen Mobilitätsmöglichkeiten, nämlich unmittelbar verfügbar oder mittelbar nutzbar. Mit diesen Differenzen sind im Grunde die immer möglichen Vier-Felder-Schemata nur in ihren zwei extremen Ausprägungen benannt. Innerhalb dieser Optionen aber erfolgt die Bestimmung nicht immer nach einem einfachen Kosten-Nutzen-Kalkül. Hier werden wie in allen anderen Bereichen sowohl monetäre Kosten und weitere Aufwendungen sowie Fremd- und Eigennutzen unterschieden, die je nach Bereich konkretisiert werden. Für den Bereich der Mobilität kann hier der Spaß bei Radfahren und Laufen, die Geeignetheit des Geländes, der Ermöglichung weiterer Tätigkeiten während der Mobilität eine Rolle spielen. Andererseits aber sind bestimmte Verkehrsmittel gar nicht oder nur umständlich verfügbar, verbrauchen viel Zeit und Wege sind nur langsam und indirekt zu erledigen oder die Transportaufgaben erfordern eine bestimmte Art des Transportes. Bei der Erreichbarkeit und Verfügbarkeit von Verkehrsmitteln fällt immer auch die Lage des Wohnortes ins Gewicht: Die Nähe zum urbanen Kern geht dabei einher mit einer hohen Erreichbarkeit und Nutzbarkeit von Verkehrsmitteln. Die urbane Dichte beschränkt dabei gerade den Nutzen privater Verkehrsmittel, insbesondere des Autos. Die sich aus der urbanen Dichte aber generell ergebenden Belastungen durch das erhöhte Verkehrsauskommen führen dann häufig zur Flucht in urbane Randlagen, insbesondere beim Lebensereignis der Kindergeburt. Die urbanen Randlagen wirken zwar auf vielfältige Art entlastend, doch forcieren diese aufgrund der weniger dichten Verkehrsinfrastruktur nun gerade den privaten Autoverkehr: Damit sind die hinausgezogenen Protagonisten im Grunde gezwungen, ihre eben erst gewonnene Ruhe selbst zunichtezumachen.

Für die Urlaubsreise wurde die Nutzung des Flugzeugs angesprochen, die einerseits alternativlos ist für Fernreisen, andererseits beschränkt werden sollte. Die Nutzung der Bahn kam nur als eine ungenügende Alternative in den Blick. Eher boten sich Reisen im Urlaub in der Region per Rad an.

E-Mobilität und Hybridantriebe faszinieren als Geräte, aber haben keine Alltagsrelevanz. Außerdem wird der versprochene Umweltnutzen beinahe durchweg angezweifelt, weil das zugrunde gelegte Mobilitätskonzept das alte Individuumkonzept ist. Dabei wurden jedoch nie andere Konzepte debattiert.

**Energie und Wasser.** Wie Mobilität hat der Umgang mit Strom und Wasser eine hohe alltägliche Relevanz. Der vielfältige Einsatz von Wasser wurde immer nur auf den Hygienebereich bezogen. Als Trinkwasser kam es bei alltäglichen Praktiken nie in den Blick. Wichtigstes Moment war hier das Sparen. Bis auf wenige Ausnahmen gilt es als selbstverständlich, Strom und Wasser zu sparen. Hier geht es zum einen um die optimale Nutzung von Ressourcen, die aber in den meisten Fällen einem monetären Kalkül zuläuft. Im Grund geht es bei Energie, als Strom und Heizung sowie Wasser um das Sparen von Geld. Das Sparen von Strom und Wasser erstreckt sich auf Praktiken wie das völlige Ausschalten von Geräten und deren Stand-by-Vorrichtungen, das Löschen von Licht, die wenn auch nicht immer einfache – weil noch an Glühbirnen gewöhnte – Verwendung von Energiesparlampen sowie das zwischenzeitliche Abstellen und kurze Nutzen von Wasser.

Motive des Wasser- und Stromsparens sind meistens sozialisiert und nicht reflektierbar. Nur in Ausnahmen werden die Praktiken unterfüttert durch Erlebnisse des Wassermangels oder des Stromsparens im Urlaub anderswo.

Atomstrom wird generell abgelehnt, ohne dass deshalb alternative Energiequellen rundheraus bevorzugt werden. Die Ablehnung verwundert nicht, nennen die meisten Diskutanten Atomkatastrophen als Momente erhöhter Reflexion von Umweltproblemen, allen ist jedoch mindestens der GAU von Tschernobyl 1986 bekannt. Die Alternative aber lässt sich nicht leicht benennen, denn bei der Wahl grüner Energie tritt wiederum der Kostenfaktor hervor. Außerdem wurden Zweifel an der Echtheit grünen Stroms artikuliert. Hier aber tritt dann schon das Problem der Informationsbeschaffung und des Vertrauens hervor, das als Einbettungsmoment im Folgenden dezidiert diskutiert wird. Als Alternative wurde einmal lediglich die Möglichkeit lokaler Energieerzeugung und -versorgung in Form eines lokal erstellten und unterhaltenen Blockheizwerkes erwähnt, wobei dieses jedoch nicht alltagsrelevant war.

Die Nutzung grünen Stroms wie auch das Wassersparen sind verbunden mit wahrnehmbaren Rebound-Effekten, die zum Teil bekannt sind, oder aber für Überraschung sorgten. Die Belastung der Stromproduktion und der Stromnetze, die zur Verteuerung des Stroms führen, lassen grünen Strom, aber darüber hinaus auch die E-Mobilität ambivalent erscheinen. Wobei gerade die Energiewende im internationalen Bezug ungenügend geregelt beurteilt wird und hier sogar ein nationales Politikversagen artikuliert wird, was nach weiteren Regulierungen verlangt. Indem der Rebound-Effekt des Wassersparens einfach zu erklären und einsichtig ist, reagierten einige Wassersparer schockiert. Wassersparen als qua

Sozialisation vermittelte Routine scheint auch kaum durch diese Aufklärung und auch nicht durch den Hinweis auf geringe Kostendifferenzen erreichbar zu sein.

**Lebensmittel:** Während der ersten Vorstellungsrunde alltagsrelevanter Praktiken spielte der Lebensmittelkonsum kaum eine Rolle. Lebensmittel sind darum nicht unwichtig, sondern im Gegenteil so selbstverständlich, dass deren Konsum nicht einmal bei der Aufforderung zur Reflexion von Alltagspraktiken in den Blick kommt. Erst später wurde dieser von der konformen Erwartung des Konsums biologischer Lebensmittel aus angesprochen. Dann wird deren Umweltrelevanz auch ohne Probleme erkannt, doch der Bezug auf die eigenen Praktiken fällt dann eher vermittelt aus. Der Konsum von Lebensmittel wird vor allem über die Kosten für Lebensmittel debattiert. Von hier aus kommen die Probleme der Kontrolle von Güte und Qualität und des Einkaufs in den Blick.

Für die Organisation des Lebensmitteleinkaufs bieten sich verschiedene Optionen, nämlich schlichte Kostenkontrolle, eingeschränkte Orientierung der Entscheidungen anhand weniger Labels, Bevorzugung von bestimmten Einkaufsmöglichkeiten, ob im Bioladen oder beim regionalen Erzeuger, sowie die systematische Beschaffung von Informationen über Hersteller und Produkte zur Erstellung einer Vermeidungsliste. Diese Möglichkeiten werden flankiert von der Forderung nach Regulationen, wie der weiteren Vereinfachung der Konsumentenorientierung etwa durch Ampelsysteme.

Informationen werden insbesondere hinsichtlich technischer Produktionsweisen und sozialer Produktionsbedingungen erwartet oder eben besorgt. Lange Transportwege werden wegen der Umweltbelastung in den meisten Fällen abgelehnt, wogegen auch das Argument der Energiekosten für die Winterlagerung nicht ankommt. Zur Ablehnung der langen Transportwege kommt es vor allem bei importierten Lebensmitteln, die auch regional üblicherweise angebaut werden. Deshalb werden auch anti-saisonale Angebote abgelehnt. Das Motiv einer Erhöhung des Genusses durch zeitweilige, das heißt meistens saisonale Angebotsreduktionen folgt auf dieses Argument.

Die zunehmende Informationsflut im Lebensmittelbereich und die Labelvielfalt hinsichtlich Inhaltsstoffe, Herstellung und Transport werden als wenig hilfreich und gar verunsichernd erfahren. Dieser Verunsicherung wird dann häufig mit Misstrauen begegnet, das jedoch nicht zu Veränderungen der Routinen führt, sondern zum fatalistischen Verharren in den alten. Alternativ ist dazu zum einen eine suffiziente Genussstrategie zu beobachten, bei der weniger, aber dafür qualitativ sehr hochwertige Lebensmittel mit einem hohen Kostenfaktor konsumiert werden. Diese Praktik vereint ungetrübten Genuss durch eine Kombination aus Risikovermeidung, realisierter Umweltgerechtigkeit und somit praktischer Durchsetzung allgemein akzeptierter guter Präferenzen. Zum anderen wird auf das Selbsterstellen von Lebensmittel zurückgegriffen. Hier lassen sich starkes Interesse und umfangreiche Schilderungen von Praktiken in den ostdeutschen Gruppen unabhängig vom Urbanisierungsgrad vermerken. In

den westdeutschen Gruppen spielte das entweder keine oder eine marginale Rolle, im Sinne einer Reminiszenz an ältere Generationen, als Hobby oder aus männlicher Perspektive ferner Frauenarbeit.

**Verpackung, Abfall, Mülltrennung:** Das Problem der Entsorgung wurde häufig auf das unmittelbare Einkaufen und die Verpackung bezogen. Verpackung wird dabei vermieden, indem man sich vorher mit genügend Transporttaschen ausstattet. Auch dafür klang bisweilen ein Sparmotiv an. Jedoch fällt das Vermeiden von Verpackungen schwer, weil der Einkauf vom Ablauf her generell so angelegt ist, dass man zum erworbenen Gegenstand entsprechend Verpackungen erhält. Diese Struktur ist so selbstverständlich, dass sogar explizit gegenläufige Strategien bisweilen unterlaufen werden und scheitern. Insofern ist hier die Stabilisierung vorhandener Praktiken durch die entsprechenden Strukturen zu beobachten, die die Forderung nach Einführung anderer rechtlicher Regeln zur strukturellen Neujustierung verständlich machen.

Parallel, aber ohne direkten Bezug auf das Einkaufen, wurde die Mülltrennung als ein selbstverständlicher, sozialisierter Aspekt des Alltags geschildert. Kaum jemand schilderte die konkreten Praktiken der Mülltrennung, so selbstverständlich sind diese. Selten wurden Zweifel an der Sinnhaftigkeit der Mülltrennung geäußert, seien es Rebound-Effekte oder Vermischung des vormals getrennten Mülls beim Abtransport. Diese Zweifel wurden lediglich auf die Entsorgungssysteme gerichtet, nicht aber auf die Mülltrennung.

**Kleidung:** Der Kauf von Kleidung ist keine alltägliche Praxis, doch wurde diese Handlung ebenfalls als umweltrelevant erkannt. Auch der Kauf von Kleidung ist zuvorderst kostenabhängig. Klar ist dabei aber, dass man für wenig Geld keine gute Qualität erwarten kann. Hier kommt es wie bei anderen Produkten zu einer Aufmerksamkeit gegenüber den Herstellungsbedingungen der Kleidung, der Herstellung des Stoffes und der chemischen Rückstände in der Kleidung. Labels sind dabei kaum bekannt. Insgesamt ist eine eher fatalistische Grundhaltung zum Kleiderkonsum zu bemerken. Dies speist sich aus der Annahme, dass die Produktionsstätten in Fernost sich der Kontrolle entziehen.

Da Kleidung nicht zuletzt ein wesentliches Identitätsmoment ist, fällt sie unter das Diktat einer schnelllebigen Mode und ist somit vom häufigen Wechsel betroffen. Das wird insbesondere bei der jüngsten Gruppenteilnehmerin deutlich. Alternative Materialien wecken zwar Interesse, doch besitzen sie keine Alltagsrelevanz. Hingegen werden die Sorgen um Gefahren aufgrund von chemischen Rückständen in den Stoffen von Labels kaum beantwortet. So kauft man trotzdem Kleidung.

**Geräte, Möbel, Auto:** Große Anschaffungen und seltene Einkäufe finden schon meisten deshalb nur als Ausnahme statt, weil hier enorme finanzielle Mittel aufgewandt werden müssen. Indem aber hier, anders als beim alltäglichen Einkauf für kleine Münze, viel Geld auf längerer Zeit und kaum wiederholbar gebunden wird, sind diese Entscheidungen schwieriger zu revidieren. Hinsichtlich der Computer wurde

die Möglichkeit eigener Zusammenstellung und Kontrolle der Komponenten diskutiert, sodass man sich möglichst vor einer vorzeitigen Nutzenminderung durch den Hersteller schützt. Im Zusammenhang mit Möbel und der sogenannten weißen Ware wurden wiederum die Herstellungsbedingungen in Fernost bemerkt, auf die in gleicher Weise eher fatalistisch reagiert wurde. Regionale Alternativen sind zwar teilweise bekannt, doch wird dann die Entscheidung letztlich nach finanziellen Erwägungen getroffen. Der Autokauf selbst stand nur einmal zur Debatte, ebenfalls unter dem Kostenaspekt.

**Kontexte der Praktiken:** Die Einbettung der Praktiken wurde eher implizit auf die infrastrukturellen und individuellen Bedingungen bezogen. Hierbei wurden einerseits individuelle Konditionen, wie etwa Behinderungen, Unvermögen, Wissen und Können genannt. Andererseits spielten Nähe und Ferne von Haltestellen des ÖPNV und von Einkaufsmöglichkeiten oder die Verfügbarkeit eigener Gartengrundstücke eine Rolle, die die entsprechenden Praktiken überhaupt ermöglichen. Darüber hinaus wurde die Möglichkeit zur Information benannt. Informationsbeschaffung erfolgt zwar generationstypisch verschieden, aber doch insgesamt zunehmend über das Internet vermittelt. Suchen und Finden werden dabei sowohl gezielt als auch zufällig betrieben. Strategien sind dabei interessenabhängig. Ein Mehr an Informationen aber führt noch nicht zu mehr Wissen, wurde wiederholt festgestellt. Stattdessen wird man der Komplexität des Sachverhalts gewahr, was unter Umständen zur Paralyse führt. Erst die hilfreiche Einschränkung in der Gemeinschaft lässt sinnvolle und als Selbstwirksamkeit erlebbare Informationen möglich scheinen. Ist dieser Weg nicht möglich, bleibt häufig nur Resignation. Andernfalls münden Informationen in Bestrebungen der Selbstwirksamkeit in Form von Selbstherstellen, Reparieren oder auch politischem Engagement. Erst von der Selbstwirksamkeit her lassen sich Forderungen an die Politik nach oder gegen Regulierungen formulieren, weil hier nämlich Erfahrungen aufgrund von Praktiken des Alltags vorliegen, die nach Einschränkungen, Erweiterungen oder gänzlich neuen Möglichkeiten verlangen, im Einklang mit gesellschaftlich honorierten Werten zu leben.

Der Vergleich der gegenwärtigen mit der vergangenen Umweltsituation ist grundlegend für die Einschätzung der Umweltaffinität der eigenen Praktiken. Allgemein wird dabei eine Verbesserung festgestellt, aber auch eine Unzufriedenheit mit dem Erreichten ausgedrückt, die sich vor allem auf die Komplexität der Umweltprobleme zurückführen lässt. Das schlägt sich nieder in den jeweiligen Argumentationstypen bei der Einordnung der Alltagspraktiken im Bezug auf die Umweltproblematik.

## **Argumentationstypen und die Innovativität der Alltagspraktiken**

Die Vielfalt des Alltags ist durch die vorstehende zusammenfassende Übersicht nur thematisch gruppiert und hinsichtlich der dafür geschilderten relevanten Formen dargestellt. Die Bewältigung der Probleme aber erfordert zum einen ein routiniertes Vorgehen, wie es die Praktiken auszeichnet, zum ande-

ren können diese Praktiken immer auch versagen. Dabei stehen sich zwei antagonistische Tendenzen gegenüber. Zum einen sind Praktiken auf Redundanz angewiesen und ermöglichen eine hinreichende Ignoranz gegenüber den tagtäglichen, zufälligen Verwerfungen. Andererseits müssen die Praktiken auch flexibel gegenüber hinreichend nachdrücklichen Veränderungen sein, sodass sie sich selbst in ihrer Form verändern oder Platz für gänzlich andere machen.

Die Anlässe ob als inhärente Verwerfungen und Widersprüche oder als explizite Ereignisse führen zu individuell unterschiedlichen Reaktionen, die selbst in das Setting weiterer habitualisierter Praktiken eingelassen sind. Finden inhärente Anlässe allmählich als Gewöhnung in die Schemata der Praktiken, erfordern explizite Anlässe Reflexionen und Entscheidungen. Nur diesen expliziten Anlässen kann darum in innovativer oder ignoranter Weise begegnet werden. Aber nicht nur in dieser Hinsicht unterscheiden sich die Praktiken in typischer Weise voneinander.

Werden Praktiken durch entsprechende Anlässe explizit, sind sie einerseits nicht mehr selbstverständlich, sie werden auf diese Weise andererseits aber thematisierbar. Dabei sind die Veränderungsanlässe benennbar, die entsprechenden Praktiken können isoliert und Reaktionsmuster beobachtet werden. Die reaktive Formung der Praktiken durch Entscheidungen kann auf Motive befragt werden, die sich in der Perzeption von Selbstwirksamkeit niederschlagen, was einerseits auf ein bestimmtes Maß an Verantwortung basiert, andererseits Formen des Vertrauens perpetuiert. Als Reaktionsmuster kommen emotionale oder rationale infrage, die auf Wissen, Können und Fühlen rekurrieren. Motive sind benennbar, aber nicht immer begründbar. Sie können durch Sozialisation erworben sein und sich zu einem Habitus ausprägen. Sie können aber auch als Wissen angeeignet reflexions- und begründungsfähig bleiben. Die Richtigkeit der aus Anlass expliziter Veränderungsanlässe getroffenen Entscheidungen lässt sich als Selbstwirksamkeit erfahren. Diese muss nicht nur als Erfüllung des entschiedenen Projekts aufgefasst werden, sondern kann überhaupt das ganze Spektrum der Erfahrung der Möglichkeit autonomer Steuerung umfassen, nämlich den Erfolg wie auch das Scheitern. Hierbei geht es auch um die auf vorherige Erfahrungen aufbauenden Erwartungen, die als Deutungsmuster oder Filter der Bewertung vergangener, aktueller und zukünftiger Ereignisse fungieren. Selbsterfahrung und Prospektion bilden hierbei einen selbstverstärkenden Zirkel. Dieser mündet unmittelbar in die Reproduktion von Vertrauen ein und ermöglicht auf unterschiedliche Art Verantwortung für die eigenen Entscheidungen zu übernehmen.

Die Aussagen in den Gruppendiskussionen sind dabei mehr als bloß idiosynkratische Äußerungen, die zufällig von Individuen geäußert wurden. Die Kontingenz bezieht sich sicherlich auf die zur Sprache gebrachten und die verschwiegenen Themen, die allerdings auch durch die Fragestellung der Gruppendiskussionen stimuliert wurden. Die Art der Darstellung der je eigenen Positionen zu den Themen aber rekurriert auf habitualisierte Praktiken, in denen sich die debattierten Alltagspraktiken spiegeln und



Spuren hinterlassen. Typisiert wird hier also die Art der Explizierung der Alltagspraktiken, inwiefern diese zum Thema von Reflexion gemacht werden können. Als den Vergleich strukturierende Determinanten werden hier Alterskohorte, Geschlecht und Bildung angelegt.

Die Eingangssequenz in den Gruppendiskussionen war schon nicht nur ein erstes Benennen von Alltagspraktiken, die die Diskussionsteilnehmer für besonders umweltrelevant hielten. Sie brachten hier auch Motive an, mit denen sie ihre Praktiken begründeten oder diese Begründung auch schuldig blieben. Explizite Anlässe zur Veränderung traten immer dann wie oben geschildert auf, wenn Praktiken in Widerspruch zu selbst oder vermeintlich allgemein geschätzten Werten geraten, wenn Praktiken mit anderen bei der Durchführung kollidieren, sich die infrastrukturellen Bedingungen verändern oder Ereignisse zu neuen Lebensumständen führen. Hieran wurden Reaktionsmuster und bestimmte Ausdrücke der Selbstwirksamkeit deutlich. Allenfalls fanden in den Reaktionen Verantwortung und Vertrauen ihren Ausdruck. Von der Art der Argumentation aus lassen sich die Typen den narrativen Strukturen Whites (1975, 1978) gegenüberstellen, was hier allerdings nur angedeutet werden soll.

## Selbstbezogene Skepsis

Das Motiv der Suffizienz ließ sich häufig auf das Sparen allgemein und von Geld insbesondere zurückführen. Dabei aber ist Geld lediglich ein Effekt des Suffizienzgebotes, welches keinen weiteren Grund als die Vermeidung von Verschwendung beanspruchen kann. In diesem Sinne erscheint das Motiv habitualisiert, als durch Sozialisation als unbezweifelbar erworben. Geld dient so allenfalls als ein Maß, mit dem das Motiv überhaupt zu greifen ist. Veränderungen werden zumeist als äußerliche erfahren, sodass eher emotionale Betroffenheit geäußert wird. Das Umweltmotiv erscheint diesem Typus eher oktroyiert und fremd und wird den Praktiken nachträglich angepasst. Hier kommt Fremdbestimmung zum Ausdruck, die der Selbstwirksamkeit schon Abbruch tut. Eine rationale Begründung wird für die jeweilige Stimmung bemüht, aber diese läuft häufig auf ein durch die geschmälerte Selbstwirksamkeit ermangeltes Vertrauen in die Belastbarkeit von Institutionen hinaus. Verantwortung wird dann für den Nahbereich übernommen, weniger aber für andere. Insofern kann hier Zuversicht behauptet werden, aber für den weiteren Bereich wird eher Skepsis reserviert und mit Misstrauen abgesichert. Als Beispiel lassen sich Sequenzen der Argumentation des älteren Maklam<sup>3</sup> oder der Mittvierziger Fagom<sup>2</sup> und Eklam<sup>3</sup> sowie teilweise des älteren Begom<sup>3</sup> anführen. Die Alltagspraktiken werden hier eher angepasst, als dass Ereignisse als explizite Veränderungsanlässe gedeutet werden. So ist dieser von eher älteren, männlichen einfach gebildeten Teilnehmern dargestellte Typus vornehmlich auf anpassende Bewahrung von Alltagspraktiken gegenüber störenden Veränderungserfordernissen gekennzeichnet und kaum innovativ. Vom Argumentationsmuster lässt sich dieser Typ am ehesten einer satirisch-tragischen Form zuordnen, die besagt, dass die Widersprüche in der Welt sich immer wieder und entgegen allen Bemühungen ma-

nifestieren. Hier aber ist kein totales Scheitern der eigenen Erzählung vorgesehen, sondern ein Fortlaufen im Gegebenen, es hat aber auch keinen Zweck sich aufzulehnen.

## Engagierte Optimierung

Dieser Typus zeichnet sich ebenfalls durch ein sozialisiertes Suffizienzmotiv aus. Die Vermeidung von Verschwendung findet auch hier ihren Ausdruck im aufgewandten oder gesparten Geld. Jedoch ist das Suffizienzmotiv dem Umweltmotiv nachgeordnet. Dies ist kein von außen herangetragen Motiv, sondern gehört zum Sozialisationskanon. Es kann generationsabhängig für eine Loslösung von der Perspektive der Elterngeneration als auch für deren Übernahme stehen. Ereignisse können emotional antizipiert worden sein, werden aber analytisch rational aufgearbeitet, um aus den Informationen handlungsleitendes Wissen zu gewinnen. Die Begründung von Entscheidungen, die als Schemata in den Praktiken eingelagert werden, können so immer wieder bei Bedarf reflektiert und verändert werden. Wissen bewährt sich pointiert in ausgesuchten Bereichen, bei denen Selbstwirksamkeit als Ich-Bestimmtheit erlebt wird, was anhand zahlreicher Beispiele geschildert wurde. Insofern obsiegt, trotz der qua reflexiver Analyse wahrgenommenen Komplexität der Problemlagen, die Zuversicht hinsichtlich der Gestaltung des eigenen Lebens. Verantwortung wird sowohl im Nah- wie im Fernbereich übernommen und teilweise sogar als moralische Pflicht ausgezeichnet, etwa als Pflicht zum reduktionsinduzierten Genuss. Trotz spezifischer Skepsis wird ein grundsätzliches Vertrauen in Institutionen und Personen gepflegt. Für diesen Typus finden sich in den Darstellungen von Maklam1, Maklam2 und Maklam4, Fagom1, Fagom3 und teilweise Fagowa2, Eklawa2, Begom1 sowie Belowa3 zahlreiche Beispiele. Dieser Typus weist damit eine relative Häufigkeit auf, ist dabei nicht geschlechtstypisch, jedoch eher in den Äußerungen der Mittdreißiger und -vierziger mit höherem Bildungsabschluss sowie der selbstständigen Jungen zu finden. Allerdings fällt auf, dass dieser Typus weniger häufig in den Ostgruppen zu finden ist. Die meisten Schilderungen, die diesem Typus entsprechen, beziehen das Umweltmotiv ebenfalls nachträglich auf die Praktiken in bewertender Absicht, sodass davon auszugehen ist, dass dieses nicht expliziter Treiber der Praktiken ist. Jedoch hat dieses Motiv dabei eine große Selbstverständlichkeit. Aufgrund der reflexiven Rezeptionsstruktur kann man hier eher innovative Praktiken erwarten. Dilemmata werden hier eher offensiv bearbeitet und Lösungen zu geführt.

## Engagierte Idealisierung

Ähnlich des engagierten Optimierers ist auch der engagierte Idealist in der Motivstruktur angelegt. Obwohl hier umfassende Bemühungen um Wissenserwerb geschildert werden, wird die emotionale Rezeption von Ereignissen bevorzugt. Wissen wird hier weniger selbst kontrolliert und systematisch aufbereitet. Betroffenheit und emotionale Reaktionen werden hier als Antrieb eher spontaner aber dafür auch

weniger kontrollierbarer Handlungen bevorzugt. Stimmungen bestimmen die Handlungen und Formen der folgenden Praktiken. In der Weise wie Selbstwirksamkeit erfahren wird, richtet sich auch Verantwortung auf den Nah- und Fernbereich. Vertrauen wird eher in Personen als in Expertensysteme investiert. Beispielhafte Argumentationen finden sich bei der älteren Begowa<sup>1</sup>, Begom<sup>3</sup> und teilweise bei Fagowa<sup>2</sup>. Die Bearbeitung von Dilemmata nimmt hier eher einen spontanen Charakter je nach emotionaler Betroffenheit an. Innovativität ist hier nicht immer zu erwarten, sondern ein Abschweifen und Ausweichen auf andere Bereiche. Sowohl für den Argumentationstypus des engagierten Optimierers als auch des engagierten Idealisten tritt eine Nähe zur romantischen Form auf, die letztlich an der Überzeugung einer Verbesserung der Weltzustände entgegen aller Widerstände festhält.

## Engagierte Skepsis

Das Ausweichen des engagierten Idealisten ist wohl eine Strategie, um mit der Argumentationsvariante des Typus des engagierten Fatalisten umzugehen. Dieser Typus entspricht ebenfalls hinsichtlich Motivation und Rezeption der Art des engagierten Optimierers. Jedoch zeigt sich bei der Bewältigung der durch Informationen aufgehäuften Komplexität ein Unvermögen zur pragmatischen Ignoranz und Selektion von Relevanzen. Die sich auftürmende Totalität des Problems wirkt sich niederschmetternd auf die Wahrnehmung der Selbstwirksamkeit aus. Gleichsam unfähig gegen das wahrgenommene Problem anzukommen, bleibt nur der Weg in die Resignation, aufgrund der man sich von Verantwortung freizusprechen versucht und gleichfalls aber Vertrauen einbüßt. Die Äquivalenz ist dabei nicht einmal Misstrauen, sondern eher plakative Gleichgültigkeit. In dieser Konstellation aber lässt sich die Rezeption nicht betäuben, die Verantwortung nicht stillstellen, Vertrauensbedürfnisse nicht beruhigen. Praktiken werden auf diese Weise kaum verändert, da keine Entscheidungen zu treffen sind. Beispielhafte Argumentationen finden sich vor allem in den Beiträgen von Fagom<sup>4</sup>, aber auch die Schilderung der Ernüchterung ihres Engagements und dem Rückzug auf den Privatbereich von Eklawa<sup>2</sup> lassen sich hier zuordnen. In den dabei zum Ausdruck kommenden fatalistischen Figuren lassen sich tragische Züge erkennen. Die Widersprüche lassen sich letztlich nicht lösen und scheinbare Überwindungen erweisen sich immer bloß als falsche Hoffnungen.

## Fatalistische Skepsis

Eine zugespitzte Variante fatalistischer Argumentation lässt sich in der ostdeutschen Kleinstadt-Gruppe ausmachen. Das Umweltmotiv erscheint einerseits als ein von außen Angetragenes, andererseits in einer romantisierten Form schon Sozialisiertes. Es ist dabei zum Teil metaphorisch in andere Problemschnitte eingebunden, das heißt, die Umweltprobleme werden eigentlich gar nicht adressiert, sondern weisen auf andere Probleme der Gesellschaft hin. Zentrales Thema ist dabei der Verlust einer reduzier-

ten Idealität. Die Warte der Wahrnehmung dieser Probleme erscheint eher eine externe zu sein, von der aus mit vermeintlich objektivem Blick moralische Urteile gefällt werden. Diese genügen sich aber selbst, weil die Selbstwirksamkeit als begrenzt oder gescheitert erlebt wurde. Vertrauen ist darum Misstrauen gewichen, was sogar zur Skopsis gegenüber der Möglichkeit von Informationsbeschaffung führt und die moralisierenden Argumente zunehmend hermetisch absichern kann. Verantwortung reduziert sich so immer mehr auf den Nahbereich, ohne dass ein totaler Rückzug aus der Welt aber möglich wäre. Da die wahrgenommenen Probleme so nicht zu lösen sind, werden andere Probleme in immer gleicher Weise gedeutet. In dieser ebenfalls tragischen Figuration scheint eine Lösung nur noch im radikalen Durchbruch möglich, wie das in den Darstellungen von Elkawa<sup>1</sup> und Eklam<sup>2</sup> deutlich wird. Innovativität der Alltagspraktiken aber ist unter diesen Umständen eher nicht zu erwarten.

## Selbstbezogene Pragmatik

Das Umweltmotiv wurde hier qua Sozialisation angeeignet. Die Geltung der damit transportierten Werte gilt als selbstverständlich, berührt aber nur peripher die eigenen Alltagspraktiken, die wesentlich stärker von anderen Prioritäten informiert werden. Die Rezeption von Veränderungsanlässen werden als äußerliche erfahren und emotional rezipiert. Informationen werden kaum systematisch gesammelt und zu Wissen verarbeitet. Entscheidungen bleiben eher unsicher. Auf die Erfahrung der Selbstwirksamkeit wird hier kaum Wert gelegt, sondern Aufmerksamkeit von den hier aufkommenden Irritationen abgezogen zur Bewältigung anderer Probleme. Insofern ist hier Verantwortung für Entscheidungen nur im Nahbereich. Praktiken richten sich auch wesentlich stärker auf Selbstverwirklichung. Vertrauen ist hier eher personal orientiert, eher weniger aber auf Expertensysteme gerichtet, gegebenenfalls ist es indifferent. Beispiele für solche Argumentationsfiguren finden sich etwa in den Aussagen von Maklawa<sup>1</sup>, Fagowa<sup>1</sup> und Bergowa<sup>2</sup>, also Frauen mit mittlerer Bildung, wobei der Verantwortungsbereich der Ersteren durch ihre Jugendlichkeit sehr begrenzt ist, die anderen sich auf ihre Familie konzentrieren. Aber auch Aussagen des jüngeren Eklam<sup>1</sup> sowie der älteren Eklawa<sup>3</sup> sind hier einzuordnen. In ihren Aussagen drückt sich am ehesten ein satirisch-ironischer Zug aus. Dabei wird dem Problem eine Absage hinsichtlich der Relevanz für das eigene Leben gegenüber anderen Problemen gegeben. Auch hier hat es keinen Zweck sich stärker zu engagieren, weil andere Probleme sich vordrängen.

Die synthetisierten Typen lassen sich nur vage hinsichtlich den Determinanten Alterskohorte, Geschlecht und Bildung zuordnen. Es handelt sich dabei nicht um personenbezogene, sondern um Argumentationstypen. Personen können sich also durchaus verschiedener Typen bedienen. Im Bezug auf die reflexive Thematisierbarkeit der Alltagspraktiken geben die hier herausgestellten Argumentationstypen Auskünfte über die grundsätzliche Einstellung gegenüber Veränderungsanforderungen und insofern über die Innovativität der Alltagspraktiken. Im Argumentationsmodus selbstbezogener und fatalisti-

scher Skepsis sowie eines selbstbezogenen Pragmatismus werden Veränderungsanforderungen eher ignoriert. Im Modus engagierter Optimierung und Idealisierung wird eher auf innovative Veränderungen gezielt, wohingegen durch engagierten Fatalismus die Veränderungsintention blockiert erscheint.

## Literatur

- Bohnsack, Ralf (1997): Dokumentarische Methode. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske+Budrich:191-212.
- Bohnsack, Ralf (2000): Gruppendiskussion. In Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Reinbek: Rowohlt: 369-384.
- Bohnsack, Ralf (2010): Dokumentarische Methode und Typenbildung – Bezüge zur Systemtheorie. In: John, René; Henkel, Anna; Rückert-John, Jana (Hg.): Die Methodologien des Systems. Wie kommt man zum Fall und wie dahinter? Wiesbaden: VS Verlag: 291-320.
- Bormann, Inka; John, René; Rückert-John, Jana (2011): Innovationskraft lokalen Nachhaltigkeitsengagements in Bildung, Kultur und Wirtschaft. Beiträge zur Sozialinnovation 7. Berlin: Institut für Sozialinnovation (Internet: <http://www.isinova.org/download/wdokumente/BzS7.pdf>, 9.3.2012).
- Bude, Heinz (1993): Das Ende einer tragischen Gesellschaft. In: Joas, Hans; Kohli, Martin (Hg.): Der Zusammenbruch der DDR. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 267-281.
- Dresing, Thorsten; Pehl, Thorsten (2011): Praxisbuch Transkription. Regelsysteme, Software und praktische Anleitungen für qualitative ForscherInnen. 3. Auflage. Marburg, 2011. (Internet: <http://www.audiotranskription.de/praxisbuch> (Datum des Downloads: 08.04.2011)).
- Jaeger-Erben, Melanie (2010): Zwischen Routine, Reflektion und Transformation – die Veränderung von alltäglichem Konsum durch Lebensereignisse und die Rolle von Nachhaltigkeit. Berlin: TU-Berlin (Internet: [http://opus.kobv.de/tuberlin/volltexte/2010/2816/pdf/jaegererben\\_melanie.pdf](http://opus.kobv.de/tuberlin/volltexte/2010/2816/pdf/jaegererben_melanie.pdf), 22.08.2011).
- John, René (2009): Positive Werteerwartung als Problem qualitativer Sozialforschung. Vita rustica & Vita urbana 3. Stuttgart: Universität Hohenheim (Internet: [https://bio-m-aus.uni-hohenheim.de/fileadmin/einrichtungen/bio-m-aus/Vita\\_3.pdf](https://bio-m-aus.uni-hohenheim.de/fileadmin/einrichtungen/bio-m-aus/Vita_3.pdf), 14.03.2012).
- John, René (2010): Funktionale Analyse – Erinnerung an eine Methodologie zwischen Fixierung und Überraschung. In: John, René; Henkel, Anna; Rückert-John, Jana (Hg.): Die Methodologien des Systems. Wie kommt man zum Fall und wie dahinter? Wiesbaden: VS Verlag: 29-54.
- Lamnek, Siegfried (2010): Qualitative Sozialforschung. Weinheim, Basel: Beltz.
- Luhmann, Niklas (1996): Protest. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nassehi, Arnim; Saake, Irmhild (2002): Kontingenz: Methodisch verhindert oder beobachtet? Ein Beitrag zur Methodologie der qualitativen Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie 31: 66–86.
- Schäfer, Martina; Jaeger-Erben, Melanie (2011): Lebensereignisse als Gelegenheitsfenster für nachhaltigen Konsum? Die Veränderung alltäglicher Lebensführung in Umbruchsituationen. In: Defila, Rico; Di Giulio, Antonietta; Kaufmann-Hayoz, Ruth (Hg.): Wesen und Wege nachhaltigen Konsums. München: oekom: 213-228.
- Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas (1979): Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, Martin; Robert, Günther. (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart: Metzler: 78-117.
- Sudman, Seymour; Bradburn, Norman M.; Schwarz, Norbert (1995): Thinking About Answers: The Application of Cognitive Processes to Survey Methodology. Jossey Bass.
- UBA (2009a): Privathaushalte, Zahl, Größe und Struktur, Konsumausgaben (Internet: <http://www.umweltbundesamt-daten-zur-umwelt.de/umweltdaten/public/theme.do?nodeIdent=3527>, 12.03.2012).

- UBA (2009b): Energieverbrauch der privaten Haushalte (Internet: <http://www.umweltbundesamt-daten-zur-umwelt.de/umweltdaten/public/theme.do?nodeIdent=3526>. 12.03.2012).
- UBA (2011): Wasserressourcen und ihre Nutzung (Internet: <http://www.umweltbundesamt-daten-zur-umwelt.de/umweltdaten/public/theme.do?nodeIdent=2303>, 12.03.2012).
- Vogd, Werner (2005): Systemtheorie und rekonstruktive Sozialforschung. Eine empirische Versöhnung unterschiedlicher theoretischer Perspektiven. Opladen: Budrich.
- Vogd, Werner (2010): Methodologie und Verfahren der dokumentarischen Methoden und ihre Kompatibilität zur soziologischen Systemtheorie. In: John, René; Henkel, Anna; Rückert-John, Jana (Hg.): Die Methodologien des Systems. Wie kommt man zum Fall und wie dahinter? Wiesbaden: VS Verlag: 121-140.
- White, Hayden (1975): Metahistory. The Historical Imagination In Nineteenth-Century Europe. Baltimore: John-Hopkins-University-Press.
- White, Hayden (1978): Tropes of Discourse. Baltimore: John-Hopkins-University Press.
- Zoll, Reiner (Hg.) (1999): Ostdeutsche Biographien. Frankfurt am Main: Suhrkamp.